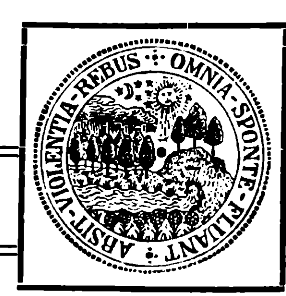
Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft
für
Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von:
Ludwig Keller

Herausgegeben von:
Artur Buchenau



34. Jahrgang
zehntes Heft

Jährlich 10—12 Hefte
Oktober 1925

Inhalt:

Seite

Fortsetzung nächste Seite

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C 2

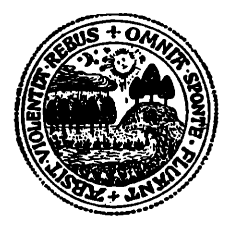
INHALT (Fortsetzung)

Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C 2, Spandauer Straße 22

Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Herausgeber:
Artur Buchenau
in Verbindung mit
Georg Heinz, Siegfr. Mette,
Arnold Reimann



Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22
Jährl. 10—12 Hefte Gm. 20.—
Für das Ausland M. 24.—

34. Jahrgang 1925 | Zehntes Heft

Zur Ästhetik der Geraden.

Von Otto Boehn.



Die kürzeste Verbindungslinie zweier Punkte ist die Gerade. Es ist eine längst zum Allgemeingut gewordene Erkenntnis, daß zwischen zwei Punkten eine Gerade gezogen werden kann, aber auch immer nur eine einzige Gerade, die, wenn es einem Vergnügen macht, über die zwei Punkte hinaus nach beiden Seiten beliebig weit verlängert werden kann. Für Eukleides, dem Vater der Geometrie, war das vor mehr als zwei Jahrtausenden schon eine Selbstverständlichkeit, und er würde sich weidlich wundern, wüßte er, daß sich heute jemand findet, der, von dieser Notorietät ausgehend, über die Gerade noch etwas Neues vorzubringen sich vermißt, zudem etwas ganz und gar Abfälliges, was im übrigen dem mathematischen Phänomen der Geraden keinen Eintrag tun soll.

Da es sich um ein unzweifelhaftes Grundgesetz handelt, deren es nicht zu viele gibt, sollte die Gerade als ein von der Natur selbst begünstigtes Gebilde geschätzt werden. Und trotzdem glaube ich blasphemisch erkannt zu haben, daß die Gerade auf unser Auge ausgesprochen unsympatisch wirkt, wenn sie nicht unter gewissen Bedingungen verwendet wird. Die Natur ist der Geraden mit auffallender Beharrlichkeit ausgewichen. Sie hat sich ihrer nur überaus selten, gleichsam um die Ausnahmen kraß zu betonen, zielbewußt bedient, indem sie bestimmte Stoffe kristallisierte und Formen schuf, die immerhin geradlinige Kanten zeigen, wenn sie auch genauester Prüfung betreffend die absolute Geradlinigkeit ebensowenig standhalten können wie etwa das mit Hilfe des besten Lineals und feinster Feder konstruierte Gebilde, das freilich unseren groben Sinnen als Gerade erscheint. Sicher ist, daß uns eine ganz regelmäßige Kristallisation irgend-

wie fremdartig anmutet. Sie wirkt auch nur infolge der Maßbeziehungen der Kristallkanten untereinander, dann bei der der Natur selbst vorgesehenen Gruppierung harmonisch. In der organischen Welt bemühen sich dann etwa die Bienen und ihre Verwandten im Sinne einer ökonomischen Raumausmittlung in unbegreiflich unbewußter Weisheit geradlinig begrenzte Zellen in Sechseckform zu bilden, doch weisen die Waben auch ganz bedeutende Abweichungen auf, die einen strengen Geometrieprofessor keineswegs unberührt lassen könnten. Andere Beispiele von geradlinigen Versuchen der Natur fallen mir im Augenblick dieser Betrachtung nicht ein. Kein Baumstamm wächst kerzengerade zur Höhe, ohne von Zweig und Busch umrankt, gegliedert, gekrönt zu werden, kein Stengel, kein Blatt, keine Blüte zeigen absolute Linealkontur. Kein Skelettknochen ließe sich als Reißschiene verwenden, kein Haar ist untadelig geradlinig. Überall herrscht die mehr oder weniger flache Kurve vor, sei sie nun stetig, oder weise sie aneinandergereihte Absätze auf. Bietet sich irgendwo der durch besondere Voraussetzungen begründete Eindruck der Geradlinigkeit, so stellt sich beim Beschauer zwangsläufig das Gefühl ein, Gekünsteltem gegenüber zu stehen, wie etwa beim Anblick einer Felswand, die, von der Ferne gesehen, fast geradlinige Risse, Faltungen, Überschiebungen zeigt, die aber, in der Nähe betrachtet, durch Quersprünge, Zwischenteilungen wohltuend unterbrochen werden, wodurch sie den zugleich langweiligen wie unwahr wirkenden Charakter verlieren und wieder den der Natürlichkeit annehmen. Keine abgesprengte Schieferplatte zeigt völlig plane Fläche, keine bietet scharf geradlinige Bruchkanten. Der Menschenhand ist es im übrigen versagt, trotz aller technisch noch so fein ausgebildeten Mittel absolute Geradlinigkeit zu schaffen, was ein Blick durchs Vergrößerungsglas zeigt, mit dem wir etwa ein Rasiermesser, die Kante eines Präzisionsinstrumentes oder eine sauber in Tusche ausgeführte Kontur studieren.

In nicht leerem Raum fällt kein Körper wirklich geradlinig zur Tiefe, kein Regentropfen beschreibt eine korrekte Gerade, und kein Blitz, der doch physikalisch dazu verpflichtet wäre, zwei Punkte verschiedenen Potentials präzise geradlinig zu verbinden, tut es in Wirklichkeit.

Diesen Feststellungen mag entgegengehalten werden, daß die lebenswichtigen Funktionen des Weltmechanismus doch streng geradlinig zum Ausdruck kommen dürften, nämlich die Ausstrahlungen der verschiedenen Energieformen, des Lichts, der Elektrizität, der Wärme, des Schalles. Allein wir können diese Kraftlinien nicht unmittelbar wahrnehmen, und zudem ist ihre Geradführung, wie wir auf Grund unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse anzunehmen uns berechtigt glauben, kombiniert mit Wellenschwingungen, longitudinal und transversal, die, würden unsere Augen befähigt sein, die Resultante zu er-

blicken, das Bild zweifellos des rein geradlinigen Sinns entkleiden dürften. Von Brechung, Streuung und Bewegungskrümmung sei hier als unnötiger Komplikation ganz abgesehen.

Die Natur hat also, meine ich, eine Art ausgesprochene Abneigung gegen die Gerade, die eben unorganisch ist. Es fehlt ihrem Bilde die das aufnehmende Bewußtsein beruhigende Wirkung der Stabilität. Das Auge wird bei der Betrachtung der Geraden geängstigt; es fürchtet ihre Knickung.

Es ist interessant, ohne erstaunlich zu sein, daß unser Auge sich diese Abneigung der Natur zu eigen gemacht hat. Alles geradlinig Begrenzte wird von ihr als ganz und gar unnatürlich empfunden. In einem Landschaftsbilde wirken gerade geführte Dämme, Viadukte, Eisenbahngleise, Maste, hochragende Essen störend und häßlich, welcher Eindruck sich nicht bildet, wenn die Geradlinigkeit irgendwie verwischt oder maskiert wird, wenn ein Aquädukt beispielsweise im Bogen geführt und die Eintönigkeit der Mauerkanten durch Wölbungen und Unterteilungen unterbrochen wird. Geradlinige Straßenzüge zerreißen in ärgerlicher Weise den Frieden des Gemäldes. Sobald sie aber in schmeichelnden Kurven geführt werden, fügen sie sich der Umgebung von Wald und Feld harmonisch ein. Scharf geradlinig gezogene Feldergrenzen zerstören den Frieden des Berghanges. Wenn die Raine durch das im Winde wogende Getreide zitternd verwischt werden, so ändert sich die Empfindung in angenehmster Weise ins Gegenteil. Ein Ausblick ins Gelände wird durch querlaufende scheinbar geradlinige Leitungsdrähte brutal zerschnitten, zugleich die Stimmung, die er sonst auslöste.

Selbst aber dort, wo das Gebot der Natürlichkeit als Voraussetzung fortfällt, verlangt das Auge gebieterisch möglichste Abkehr von der öden Geradlinigkeit. Intuitiv hat dies der Künstler auch längst erfaßt. Kein Maler wird Kanten mit dem Lineal ziehen, selbst dann, wenn scheinbar gerade Grenzen vorliegen. Breite vibrierende Konturen werden den Augen immer wohltun, gewiß nur aus dem Grunde, weil sie die Schärfe der unsympatischen Geraden verschwinden lassen. Wir verstehen jetzt, welches nur geahnte Gesetz bestimmend war, wenn das Ornament sich stets bemühte, die reine Gerade aufzulösen. Und wir erkennen, daß vermeintlich überflüssiger Zierat Notwendigkeit ist, nicht aber etwa nur Spiel und Laune. Hat eine Zeit lang im Kunstgewerbe die Neigung vorgeherrscht, die Gerade zur Dominante zu machen, so hat dies nur dort schön im ästhetischen Sinne gewirkt, wo Teilung und Unterbrechung in die Monotonie des Gleichgerichteten rhythmisch-harmonische Verhältnisse zu bringen wußten, die geometrisch Gerade also wiederum verkleideten.

Am wesentlichsten ist der Einfluß der Geraden in der Architektur, die vielfach selbst vor fast unlösbare Aufgaben gestellt wird, soll die Silhouette, ungeachtet der unvermeidlichen Geradlinigkeit der Bauteile,

gefällige Wirkungen auslösen. Es trifft keineswegs zu, daß das Bewußtsein der Zweckrichtigkeit allein eine Prämisse des Schönheitsempfindens bildet, welcher Gedanke sich begreiflicherweise im Zeitalter der technischen Arbeit durchzusetzen begann, wenn es auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß unsere technische Entwicklung unser Urteil ganz erheblich beeinflussen mußte, indem mit gesteigertem Verständnis der technischen Arbeit etwa auch das Bild der Maschine sich in den Kreis unserer Erfahrungen sinnvoll und damit auch begünstigt eingestellt hat, während es dem früher noch ungeschulten Auge an sich fremdartig und beinahe abstoßend erschien. Dessen ungeachtet aber muß sich dem Erkennen des Notwendigen die ausgleichende Beruhigung gesellen, die der Befolgung rein ästhetischer Forderungen entspringt. Konstruktionselemente absolut geradliniger Konturierung werden stets kalt und unfreundlich wirken, wird nicht durch Anordnung bestimmter Maßteilung, durch Gruppierung und Abwechslung, trotz der Nacktheit des Gerippes, eine gewisse Harmonie begründet, werden nicht Ruhepunkte für den Blick geschaffen, der eben, was sich wohl nur empirisch konstatieren läßt, eintönige Geradlinigkeit nun einmal nicht erträgt. Es ist wohl richtig, daß das Auge des Gebildeten logische Urteile übt, beispielsweise eine Fassaden-Säule, die nicht trägt, als Kitsch verwirft, ebenso einen pompösen Gesimsaufsatz, der sinnlos nur als vermeintlicher Schmuck gelten soll, wie es sich aber doch billig täuschen läßt, wie etwa durch ein hohles Stukkaturkapitell, auf dem scheinbar der Balkon ruht, der in Wirklichkeit auf versteckten Trägern aufliegt. Der Künstler entspricht aus seinem Gefühl heraus einer geheimnisvollen unabweislichen Forderung, indem er die unschöne Wirkung der reinen Geraden aufhebend, die tragende Säule bombiert, durch Kannelierungen perspektivisch besonders eindrucksam abschattiert, sie durch Sockel und Krönungen gliedert. Ein Turm, der schlicht mit dreieckigem Schnitt zur Höhe strebt, würde sich überaus langweilig und ungefällig präsentieren, und die Dombaumeister verstanden es sehr wohl, die Umrisse von steinernen Zierbildern umblühen und umfließen zu lassen, um die Ernüchterung durch die starre Gerade zu vermeiden. Eine Brücke, die sanft gewölbt den Fluß übersetzt, wirkt schöner als jene, die zwischen den Ufern eine ungegliederte Fläche eintönig ausspannt.

Es ist überaus irrig, von der Schönheit ruhvoller Linie zu sprechen. Im Gegenteil, die Schönheit verlangt unbedingt den Schwung der Bewegung und Rhythmus, die entweder in der Verbreiterung der baulich begründeten Kanten, durch unterbrechende Verzierungen, durch maßgerechte Unterteilung und Absetzungen zu erreichen sind, oder durch Anwendung der Kurve, die, auch stetig geführt, gefällig bleibt, durch agogische Gliederung aber noch gewinnt, was sich vor allem in den Denkmälern des Orients studieren läßt, die diesem Programm bis zum Pittoresken getreu sind und dabei geradezu betörende Wirkungen

auslösen. Die Pyramiden Ägyptens allerdings haben, unter Einflüssen geschaffen, die uns wohl nicht ganz erklärlich werden, diese Grundsätze verlassen; sie imponieren durch ihre Masse, durch die Vorstellung der in ihr erstarrten Arbeit hunderttausender Arme, durch die Größe des Konzeptes, durch das Ahnen einer in ihnen begrabenen und uns fremd gewordenen sakralen Vorstellungswelt. Allein sie wirken fremd, kalt inmitten der sie umfangenden heißen Sonnenstrahlen, absolut beurteilt, völlig nüchtern, insoweit nicht doch das Maßverhältnis der Seitenkantenstrecken rätselvollen Einfluß übt, heute allerdings kaum mehr in Geltung, da die gigantischen Bauwerke zum Teil im Flugsand begraben sind.

Die Bestrebungen der Erbauer von Wolkenkratzern haben in letzter Zeit gefühlsmäßig dem Gebote der Abkehr von der Geraden Genüge zu leisten versucht, und es ist ihnen manches gelungen, indem sie ihre Steinzellenriesen ganz neuartig gliederten, sie nach obenhin absatzweise verjüngten, sie von verschieden hohen Bauteilen flankieren ließen. Und die Erfolge sind sehr bemerkenswert, indem das Erschreckende der neuen Überseegiganten zum Teil gemildert wurde.

Auch der Städtebau hat es sich längst zur Aufgabe gemacht, langweilige geradlinige Straßenzüge zu vermeiden. Der Gartenarchitekt legt schon lange nicht mehr Linealwege in seinen Parks an, vom kantigen Stutzen der armen Bäume ganz zu schweigen, dieser Sünde am heiligen Geist der Natur. Man pflegt vielfach von Bergbahnen, die unsere Gebirge bezwingen, bedauernd zu sagen, sie verunschönten die Natur, was aber ganz sicher nur dann zutrifft, wenn die Linienführung ihrer Objekte rücksichtslos und rein utilitätsmäßig der Geraden folgt. Keineswegs aber dann, wenn die Bauten stetige Kurven in der Konturierung aufweisen, Gliederungen und Absetzungen zeigen, die das verletzend Geradlinige auflösen, es umschlängeln, die Randkanten weicher gestalten und abwechslungsreiche Silhouetten schaffen. Auch der für die technischen Höchstleistungen unserer Zeit Begeisterte darf nicht verkennen, daß weithin sichtbare, rücksichtslos ganz linealgerade, quer durch samtene Bergwälder geführte Turbinenrohre eines Wasserkraft-Elektrizitätswerkes dem Auge wehe tun und den Blick verletzen. Es ist Aufgabe des Ingenieurs, auch hier den ästhetischen Forderungen Genüge zu tun, und geschähe es selbst durch bloße Verkleidungen. Ein schönheitsempfindsames Volk hat das unbestreitbare Recht, ein solches Begehren zu stellen.

Die Ansicht eines Maschinensaales wird nur dann künstlerisch unbefriedigend sein, wenn die eben dort schwer vermeidliche Gerade in der Anordnung nackt dominiert. Wird sie durch maßgesetzlich richtige Unterteilungen zerrissen, wird das rhythmische Element der Bewegung die Monotonie des Geradlinigen aufheben, dann lassen sich aus solchen Stätten der Arbeit, die als Kennzeichen unserer Gegenwart nach Gebühr geschätzt sein sollen, tiefste poetische Wirkungen nach-

haltigster Art auslösen, was erlesene Meister längst zu werten und zu versinnbildlichen verstanden.

Lachten wir früher über die törichten Versuche unserer Urgroßväter, die ersten Maschinen ornamental zu schmücken, so haben wir nun die Rechtfertigung ihrer Bemühungen erkannt. Die anfänglich arg plumpen und eckigen Formen, deren Notwendigkeit noch gar nicht zur Selbstverständlichkeit geworden sein konnte, mußten das durchaus ungeschulte und unerfahrene Auge erschrecken, und es schien geradezu Pflicht, die ermüdend nüchternen Kanten und Flächen, denn auch für diese gilt das Gesetz der mangelnden Harmonik, zu verschönen, was freilich damals rührend unzulänglich und sohin um so weniger schön gelang. Nach Maßgabe der Entwicklung der Maschinen, die sich immer mehr zu vollendeter Gestaltung durchringt, fiel das Verlangen fort, sie durch die Äußerlichkeit irgendwelchen Schmuckes zu verzieren, denn die sinnvolle Geradlinigkeit, die, genügend unterteilt, jede Kontur selbst im Stillstand voll Bewegung zeigt oder diese doch ahnen läßt, hört auf, von wachsendem Verständnis und von der Gewöhnung des Betrachters begleitet, häßlich zu wirken.

Als einfachen Beweis der Richtigkeit dieser Anschauungen betrachte man ein sehr scharf eingestelltes Lichtbild einer Großstadtstraße, einer Brücke, eines verbauten Flußufers. Die starren, scharf gezogenen Konturen der Häuser, der Turmseitenlinien, die in der Kleinheit der Darstellung die verzierenden Absetzungen verschwinden lassen, die linealgeraden Gesimse, die Brückenstege und Geländer, die wie mittels Reißschiene gezogenen Gehsteige und Kaimauern, die konstruktiv genauen Umrisse der Tramwagen, die glatte Kantigkeit der Schiffe; all das wirkt langweilig, kalt und häßlich. Man stelle dann den Apparat so ein, daß das Bild nicht volle Schärfe erhält, gleichsam um ein Differenzial nur hinter ihr zurückbleibt, genügend, um die Konturen weich zu machen; und schon wird der Eindruck warm und bewegt. Noch mehr, wenn etwa der Aquarellist die gleiche Ansicht zeigt, in der alle geraden Linien vom Pinsel gezogen wurden, also mit leise verschwimmendem Strich, und die Darstellung gewinnt voll bewegtes Leben. Der natürliche Eindruck aus der Ferne kommt dabei keineswegs dem verkleinerten Bild gleich, da dieses scharflinig wird, das Sehen in die Weite aber weiche Linien ergibt, auch wenn das Detail verloren geht. Damit ist der Lichtbildner durchaus nicht ins Hintertreffen gerückt. Er muß das Objektiv nur richtig arbeiten lassen, um absolute Schärfe zu vermeiden. Wie künstlerisch wirken denn auch infolge dieses Effektes alle jene Reproduktionsverfahren, die lineal gerade Umrisse gänzlich ausschließen und weich verfließende Konturen ergeben.

Nun ist aber doch die gerade Linie in bestimmter Begrenzung eine unvermeidbare Notwendigkeit. Dort tritt ein zweites Grundgesetz der Harmonie in seine Rechte, dessen tiefere Begründung uns ebenso-

wenig klar ist wie das erste, das die Gerade an sich bekämpft. Wir können uns ein Fenster aus hundert Tunlichkeitsgründen im allgemeinen nicht anders als rechteckig denken, also von geradelinigen Strecken umgrenzt. Es ist längst erkannt, daß eine so gebildete Öffnung nur unter gewissen gefühlsmäßig gewonnenen Verhältnissen auf das Auge angenehm wirkt. Eingehende Untersuchungen zeigten, daß es der Fall ist, wenn zwischen den beiden Streckengrößen irrationale Beziehungen herrschen, die sich etwa in den Formeln $1 : X \sqrt{2}$, $1 : X \sqrt{3}$ ausdrücken lassen. Bemerkenswerterweise sind diese funktionellen Zusammenhänge zwischen zugeordneten geradlinigen Strecken bei den Grundrissen und Aufrissen der meisten bedeutenden Architekturwerke aller Zeiten eindeutig nachzuweisen, und es sei an die fesselnden und schönen Studien P. Odilo Wolff's „Über das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten“ (A. Schroll & Co., Wien 1912) erinnert. Die schaffenden Künstler haben, vielleicht wissend, vielleicht intuitiv, diese Maßverhältnisse fast immer berücksichtigt, die von der Natur unnachsichtig verlangt werden. Sie selbst hat sich im übrigen bei ihren wenigen Versuchen, mit der Geraden zu operieren, streng daran gehalten, was eben die Kristalle wie die Honigwaben einwandfrei beweisen. Bei diesen ist beispielsweise der senkrechte Abstand zweier gegenüberliegender Seiten gleich der doppelten Sechseckseite multipliziert mit $\sqrt{3}$, was das eigenartige Gesetz bestätigt, das sich bei allen kristallographischen Längenbeziehungen gleichfalls, wenn auch oft in komplizierten Formeln erkennen läßt. Man verfolge diese Erkenntnis bei den Abmessungen von Rahmen, Türen, Möbelfüllungen, Büchergrößen, Gebrauchsgegenständen. Man wird verblüffenderweise immer zu dem gleichen Ergebnis gelangen. Ein bemerkenswerter Versuch ist der folgende: Man bilde Rechtecke verschiedener Seitenverhältnisse und lasse Unbefangene aller Bildungsgrade die ihnen schön erscheinenden Formen auswählen. Es frappiert, mit welcher Sicherheit fast ohne Ausnahme die dem Gesetze entsprechenden Rechtecke ausgesucht werden. Man kann ähnlich auch bei der Bestimmung richtiger Tordimensionen mit gotischer Spitzbogenkrönung vorgehen, wobei sich das Verhältnis zwischen Basis und Kämpferhöhe gleichfalls als irrational ergibt, wenn die Toröffnung harmonisch wirken soll. Das Auge lehnt das Quadrat im allgemeinen ab, wie es auch Abweichungen von dem maßgesetzlichen Verhältnis unträglich mit Unbehagen aufnimmt. Mancher Architekt hat so Laune und Eigenwilligkeit büßen müssen.

Die Natur stellt also durch das zweite Grundgesetz eine Bedingung, die erfüllt werden muß, soll der prüfende Blick die Gerade als Begrenzung angenehm empfinden. Eine kurze Betrachtung dieses zweiten Gesetzes schien als eine notwendige Ergänzung des ersten unbedingt erforderlich, um von vornherein Einwänden zu begegnen, die triumphierend auf die Unerläßlichkeit geradliniger Begrenzung schön wirkender Flächenformen hingewiesen hätten. Es würde hier zu weit

führen, diese Erwägungen auch noch auf räumliche Gebilde zu erweitern. So genüge die knappe Erklärung, daß die skizzierten Gesetze, wie bereits flüchtig bemerkt, auch für Flächenwirkungen sinngemäß absolut Geltung besitzen. Es gibt keine ebene Fläche in der Natur. Weder das Meer, noch das freie Gelände sind — selbstredend ganz abgesehen von der Krümmung der Erdoberfläche — und wirken geometrisch eben, wie auch der Horizont niemals geradlinig erscheint.

Die Ästhetik kann an Naturgesetzen nicht vorübergehen. Und es zeigt sich, daß ihre praktische Auswertung die unbegreiflichen Forderungen berücksichtigt, ohne sich mit der Formulierung der Gebote den Kopf zu zerbrechen. Der schaffende Künstler besitzt im Schwung seiner Begabung neben dem richtigen Maßgefühl zugleich und vor allem auch das unbedingt ablehnende Empfinden gegen die Nüchternheit der Geraden. Und im Leben wie in der Kunst wirkt Geradlinigkeit wie Flachheit, langweilig, uninteressant, hausbacken, ernüchternd, häßlich, ermüdend, abstoßend, banal und unorganisch. Vielleicht sollte manchen modernen Regisseur diese Erkenntnis ein wenig nachdenklich stimmen. Oder: würde ein Bildhauer einem Manne unserer Zeit ein Denkmal setzen, das die scharfkantig gebügelten Hosenfalten geradlinig verewigte?

Das Flugzeug in den Lüften wirkt trotz allen Bewunderns des in ihm formgewordenen menschlichen Könnens nicht zum letzten wegen der Geradlinigkeit seiner Flächen und Verspannungen in der Nähe noch unschön, und diesem Eindruck können wir uns ungeachtet langsamen Gewöhnens nur schwer entziehen. Seien wir sicher, daß auch auf diesem Gebiete neben dem wachsenden Verständnis formbildende Entwicklung zum Schönen nicht ausbleiben wird.

Sollte unsere Jugend der Geometrie nur aus dem Grunde die notorische Abneigung bekunden, weil sie sich dem Abscheu der Natur vor der Geraden verständnisinnig anschließt? Ich weiß es wahrhaftig nicht, denn ich erklärte mich damals nicht solidarisch mit der Natur und liebte die Geometrie trotz allem.

Ziehen in Glutsommertagen die erwärmten Luftschichten zur Höhe, so sieht das Auge am verschwindenden Horizont ein Aufwärtsflimmern, nicht aber geradliniges Ansteigen, ungeachtet der radikal geradlinigen Tendenz des Auftriebs. Die Natur, deren göttlicher Wille uns unbegreiflich ist, verschnörkelt und umwindet mit kleinen zuckenden Wirbeln die himmelanstrebende Wirkung. Sie verabscheut die absolute Regelmäßigkeit; wie sie die reine Symetrie verwirft, lehnt sie die scharfe Kante ab. Um das Thema, das unerschöpflich scheint, sinngemäß zu umschreiben: die Natur, die lebendig gewordene Kunst des Organischen, deren Gesetze wir zu heiligen haben, haßt Ebene und Gerade; sie liebt Schwung und Rhythmus.

Vom Wesen der Lyrik.

Von Eduard Saenger.

Die lyrische Kunst unserer Zeit hinterläßt nicht, oder selten, jenen unvergänglichen Hauch, den Hauch der Sehnsucht nach dem Werk als einer einmaligen, vollkommenen Schöpfung. Sie redet zu oft Leben, ohne Leben zu sein. Sie greift mit dem Geist in das Zentrum einer Vorstellung ohne zu wissen, daß ein Kern ohne Schale kein Kern ist; ohne zu wissen, daß die ganze Luft mitschwingen muß, um einen Gegenstand zu beleben; daß farbiger Abglanz sein muß, um Leben zu bezeugen.

Ein Gedicht an die Nacht von einem sehr bekannten Lyriker (R. M. Rilke) sei hier herangezogen:

Ob ich damals war oder bin: du schreitest
über mich hin, du unendliches Dunkel aus Licht.
Und das Erhabene, das du im Raume bereitest,
nahm ich, Unkenntlicher, an mein flüchtig Gesicht.
Nacht, o erführest du, wie ich dich schaue,
wie mein Wesen zurück im Anlauf weicht,
daß es sich dicht bis zu dir zu werfen getraue;
faß ich es denn, daß die zweimal genommene Braue
über solche Ströme von Aufblick reicht?

Von diesem Lyriker waren wir viel Farbigkeit gewohnt, ein Leben, wenn auch nicht „im Bilde", so doch in reichlichen Bildern; und wenn er auch die große Lebensmelodie vermissen ließ, so gab seine unvergleichliche Klangfülle doch unmittelbares Zeugnis von einer inneren Bewegtheit, die sich Ton für Ton suggestiv aufdrängte. Jetzt hat er sich nach einer bestimmten Richtung hin „modernisiert", d. h. auf Begriffe eingestellt, in denen das große Erlebnis nicht gestaltet und nicht gesungen, sondern gesagt wird. Weder schwingt die Luft von dem „unendlichen Dunkel aus Licht" noch von der Persönlichkeit, die dem Eindruck fassungslos gegenübersteht, wir müssen vielmehr aus schweren, teilweise gezierten Ausdrücken („die zweimal genommene Braue") einen Sinn zusammenfinden und, wenn wir ihn haben, unsere Einbildungskraft bemühen, um das Erlebnis einigermaßen zu vergegenwärtigen, weil es entstofflicht ist, wie wenn Kant oder Fichte eine Ode daraus gedichtet hätte, und am Ende müssen wir uns über hölzerne Unmelodik, wenn nicht gar über schlechtes Deutsch ärgern.

Der moderne Dichter will „souveräne Persönlichkeit" sein, aber ohne das Mittel („Milieu" im weitesten Sinne) ist keine Dichtung möglich, ist keine Auswirkung der Persönlichkeit, keine zeugende Kraft der Idee denkbar. Dichterwort wird wahr durch seine Resonanz, bedarf also des vermittelnden Stoffs. Daß dieser Stoff auch Seele — mehr

als Mittler — werde, daß dasjenige, was wir begrifflich „Form“ nennen, sich nicht mehr vom Inhalt sondere, und umgekehrt, ist für alle Zeiten Wesen der lyrischen sowie jeder andern Kunst. Das gelungene Kunstwerk, selbst mit dem Schwergewicht der gleichen Idee wie in den oben angeführten Versen, bei Goethe und andern Dichtern nachzuweisen, dürfte nicht schwer fallen. Fassen wir jedoch unsere bisherigen, allgemeinen Erkenntnisse zusammen:

Nicht das Milieu ist die Wahrheit und nicht das Individuum ist es: sondern die Ausstrahlung des Individuums auf das Milieu; der „Kern“, durch die Schale gesehen; der Wein im Glase. Kunst ist Seele in der Form, und Seele ist das Formgebende: das Medium zwischen Subjekt und Objekt. Das Objekt haben wir nur im Begriff, das Medium in unserer Anschauung. Das Geheimnis des Dichters ist, wirkend-empfangend zu sein, ein Medium, eine Seele, die ungreifbarem Inhalt Form und Sinn verleiht.

Der Leser moderner Lyrik, der sich nach Schlagworten, etwa wie Impressionismus und Expressionismus orientiert, sieht zu seiner Verwirrung, wie ihm bald ein klarer Begriff zufällt, bald wieder entgleitet. Eindruck und Ausdruck sollten doch selbstverständlich einander bedingen; dieser als Wirkung, jener als Ursache beim Dichter, und beim Hörer oder Leser umgekehrt. Ein Eindruck ist aber ohne Ausdruck nicht mitteilbar und nicht einmal als Illusion denkbar. Kehrt der Expressionismus sich gegen Illusionismus, so kann er damit nur eine verschwommene, dilettantische Kunst, also schlechten Impressionismus treffen. Mit demselben Recht wäre jeder abgezielte, noch so scharf umrissene, noch so schwer geladene Ausdruck, der nicht die volle Suggestion, den bannenden Eindruck hervorriefe, verfehlt.

So beginnt eine expressionistische Dichtung von Johannes R. Becher, die sich „Gesang vom Schnee“ nennt:

Ungemeine Weite! Herden-Läuten
Frißt der Schnee, und jeder Schatten-Baum-
Mensch-Silhouetten bei Laternen gleitend.
Schmölz der Wolken Gen-die-Himmel-Schaum!
Sterne flattern klein aus Wind-Tumulten.
Grauser Schnee jetzt deine Schneide brüllt!
Schüttelnd Berge rings Lawine-Schultern.
: — Blitz im schwankenden Gefild — :
Erde feste unter uns erbrochen,
Ob uns Äther wirr gleich Flammen zersaust.
Karussel-Turm. Straßen hellst durchstochen.
Meer-Gerippe glänzend jäh emporgestaut.
Zerdringe sie die finsteren Fundamente!
O Pfeil-Gewimmel! Blankeres Früh-Stein-Meer!

Du heilige Flocke — : blende
Licht-Verhau die feindlichsten Gelände!
Wälz Geist der Nacht nur Trümmer Schatten schwer!

Soll das der Gesang eines Irrsinnigen sein? Oder ist er es? Durchaus keins von beiden. Im Gegenteil, jeder einzelne Ausdruck ist eine klargewollte Konstruktion, ein erklügeltes Unwesen, eine grausam-künstliche Erhitzung. Und aus derartigen Satzelementen sind sogenannte Sätze und eine Unzahl Strophen in peinlichster Ordnung, mit Reimen gebaut, und das Ganze ist eine Art Oden-Dichtung, die Irgendwer irgendwann einmal verstanden und genossen (!) zu haben behaupten wird, eine Tollheit, die Methode hat und vor der wir mit unserer einfachsten Forderung — nämlich mitzuschwingen — erschlagen liegen.

Ich wiederhole, daß dieser Dichter hier nicht sich ausdrückt, denn er ist nicht verrückt. Sehr möglich, daß er etwas Poesieähnliches hervorbringen würde, wenn er es wäre; wenn er, wie Hölderlin, sich ausdrückte. So aber will er etwas aus sich und aus aller Realität herausstellen, will das, was er „Ideen“ nennt, unvermittelt aus dem Chaos springen lassen und zu Ideengebilden zusammenschweißen. Der Schweiß ist zu spüren, aber die Gebilde sind Undinge.

Wie aber drückt der Dichter sich aus? Und zwar, mit stärkster Betonung: sich. Denn er allein für alle Andern erzeugt die Schale, durch die ein Kern sichtbar wird. — Der Expressionist erklärt: durch die Idee; der Impressionist: durch das Symbol. Der „Idee“ wird durch ihren Fürsprecher schaffende, bewegende, dem Symbol nur spiegelnde Kraft zugeschrieben. Die Idee soll verpflichten, Willen spannen, das Symbol loslösen, beruhigen. Die Idee liegt am Ende einer logischen Linie, sie gibt der Vernunft ein Ziel. Das Symbol ist ein Gleichnis am Wege und spiegelt den Sinn, der sich selbst erfüllt, sich selbst genügt. Die Idee mahnt, das Symbol erinnert. Bei Platon waren diese beiden Wesenheiten Eins. Wir aber werden wieder Begriffs-Idealisten, die etwas aus der Vernunft, also aus dem Gehirn holen, was nicht in der Seele, nicht im Geist-Stoff unseres Wesens ist. Denn wir suchen Werte nach der großen Entwertung, brauchen sie dringend, sofort, und würden uns nicht scheuen, sie durch Teufelskunst zu erlangen. Der Schrei tönt nach dem großen Magier; ein Schrei, der gewiß sittlicher ist als alles Tappen im erbärmlichen Tag. Der rechte Magier wohnt nicht dort, wo er mit falschen Mitteln gesucht wird, zu ihm aber führt auch das Sinnen über die Wege der Kunst. —

Kunst ist letzter, persönlicher Ausdruck eines Erlebens; Lyrik läßt die innere Bewegung durch Bild, Klang, Rhythmus unendlich aufleben, verewigt, wie alle Kunst, den vergänglichen Moment, leitet den Eindruck von Sinn zu Sinn, von Seele zu Seele, wie er sich aufdrang, ein-

schmeichelnd und zwingend weiter. Diese Wirkung läßt sich nicht erlernen und nicht erlisten, da jedes Ding aus sich selbst redet und sein Vermittler in dem Augenblick, wo er begünstigt wird, zu vernehmen und Unwägbares menschlich-formhaft hinzubannen, mit dem Gegenstand tief bis zur Einheit versponnen sein muß. Darum ist das Gleichnis, unter dem all jenes Vergängliche Dauer gewinnt, etwas so Wesenhaftes, Wahres, daß es weder durch vorgeprägte Worte ersetzt noch durch Begriffe gedeutet werden kann; etwas so Notwendiges, daß keine abstimmende oder mystizierende Kunst es ertasten kann; etwas so Tatvolles, daß es seine Wirkung nicht nennt, nicht sich dem Hörer vorstellt, sondern mit ihm zusammentrifft, zusammenstimmt — ein Symbol in ursprünglicher Bedeutung — und in Wechselwirkung mit ihm zum neuen Eigenwesen wird. —

Wieviele Gedichte, die Marktwert haben, sind wiederum nur Einfühlungen angereitzter Organe und Nachbildungen aus fertigem Material, denen gerade das Unabgeschliffene, Ursprüngliche, Persönliche fehlt. Wie oft werden einer äußeren Form zuliebe — die eben keine Form ist — kleine dichterische Eingebungen zu Nichtigkeiten verdünnt und Nichtigkeiten wichtig aufgeputzt. Und aus allen Verkleidungen springt die Phrase, die, mag sie donnern oder leisetreten, für sich sein oder sich geschickt anschmiegen, dennoch Phrase bleibt, oft gut für kunstgewerbliche, niemals für schöpferische, unwiederholbare Eigenleistung.

Hier ein Gedicht aus einer umfangreichen Sammlung von Stefan Zweig aus dem Jahre 1924:

Überglänzte Nacht.

Der Himmel, dran die blanken Sterne hängen,
Hat seine Fernen atmend ausgespannt,
Und nachtverhüllte Blüten übersprengen
Mit heißen Düften das verklärte Land.
Die Wälder brennen blau wie Amethyste.
Sie rauschen nicht. Stumm stehen ihre Reihn,
Und solche Stille liegt im Land, als müßte
Der Engel Schwinge über ihnen sein.
Und jedes Herz muß diesen Segen spüren,
Und alle Wege, die noch irre gehn,
Wird nun ein Traum zu jenen Türen führen,
Die vor den Landen der Verheißung stehn.

Diese Verse sind geschniegelt und gebügelt, in Klang und Farben abgetönt, im Stil mundgerecht wie ein Lutschbonbon, voller Ehrfurcht für ältestes Inventar, bei aller Kürze süßberedt; kurz das Gegenteil von eigener Gestaltung eines eigenen Erlebnisses und daher genau so unerfreulich wie der sinnlose Eigensinn der vorher zitierten Dichtung oder irgendeiner modernen Schlagwortlyrik. (Man könnte das Zweigsche Gedicht als Schlagsahnenlyrik bezeichnen.)

Ein Dichter mag seelenvoll-gefühlsam oder aktivistisch sein, niemals wird sein Erlebnis im Andern auferstehn, niemals sein Wille sich dem Andern aufzwingen, wenn nicht innere Notwendigkeit, die einzige, von der wir überhaupt wissen, nämlich der erlebte Lebensprozeß, in jedem Verse sichtbar erscheint. Da hilft es nicht, daß man die feinsten Mittel peinlich zusammenträgt, einen künstlichen Organismus schafft, bei dem alles klappt, klingt, zuckt und schimmert und dann, im schwachen Augenblick, magisch verschwebt; der Duft der Erde fehlt. Die Kräfte sind aus keinem Urgrund, alles ist „poetisch“, d. h. undichterisch. Da hilft nicht, daß man sich wie ein Expressionist gebärdet, der Verben quetscht und schmettert, um Energie und Bewegung leibhaftig vorzuführen, und im anmaßlichen Verlangen, jede Hirnblähung göttlich-souverän auf die Beine zu stellen, fast immer Wortbegriffe mit Ideen verwechselt, Gestalt und Sinnbild verachtet und allerabstrakteste Buchstabenkonstruktion statt lebendigen Gehalts bietet. —

Es scheint, daß jeder Kunst zu früh Epigonen geboren werden, ehe noch abzusehen ist, wohin ihre unabgeschlossene Entwicklung führen wird. — Nicht anders ist es mit leiblichen Kindern. — Will man aber nicht jeden plumpen Nachahmer Epigone nennen, so wären, in einem andern Licht gesehen, auch die speziellen Träger dieses Namens gar keine Epigonen, sondern etwa zeitlose Ableger von Epochen, Rückstände unverbrauchter Kräfte; die rechten Epigonen aber wären fruchtbare Träger einer fortschreitenden Entwicklung und zur rechten Zeit Neuschöpfer. Denn Kunst ist, so revolutionär alles Lebendige sein mag, doch konservativer, als Politik es sein kann, weil Kunst nicht beständig einen Teil der Menschen vergewaltigt und zur Revolte herausfordert, sondern dem Willigen ihren Willen einhaucht und die Andern unbehelligt läßt. Daher sind Ziele für sie denkbar, die der Politik, welche mit ewig widerstrebenden Massen operiert, unerreichbar bleiben, zu denen aber die Kunst, durch kurze Sturm-und-Drang-Zeiten gefördert, stetig vordringen kann.

Wir sind hellhöriger, wortknapper, wortwählerischer, kurz: anspruchsvoller geworden; Konvention wird uns immer unerträglicher, vorgeprägte Form genügt uns selten. Wir wollen und sollen immer näher ans Zentrum des Lebens dringen, erste Wirkungen, denen unsere Sinne in selbstgenügender Unzulänglichkeit bisher auswichen, mit tieferem Geist-Gefühl ergreifen und schauen. Goethe und Hölderlin gaben uns Bild und Rhythmus, Verlaine und Li-tai-pe Klang und feinsten Takt; jeder einzelne von ihnen rührte im Glücksfall an das Letztmögliche, das Abbild der Idee, in einer Schöpfung, die alle jene Elemente in sich vereinigte. Wir haben die Möglichkeit zu einer weiteren und tieferen Weltanschauung; wir tragen den Schlüssel zu allen Religionen und Denksystemen; wir können den abstraktesten Teil unseres Real-

wissens beleben und erleben. Wir sind durch Höllen auf Erden gegangen und sollten nicht wissendere Blicke haben als Dante?

Wir müssen, Provinz und auch Großstadt der Gefühle hinter uns lassend, Nähe gewinnen zum Urwert, zum Urwort. Denn nicht mehr als alter Innigsinnigkeit ist den Kompliziertheiten der Moderne zu trauen: Es sind Verkleisterungen, aus allen Fugen bricht der Kitsch. Das Große-Wahre ist einfach, weil es die Linie ist zwischen bewußter und unbewußter Welt. Auf dieser Linie sei der Weg gewagt! —

Und er ist gewagt worden. Unsagbares ist in der Sprache einer neuen Mystik erklungen, die dunkel nur aus überklarer Helle, aus einer letzten Symbolik ist, die mit der Idee selbst, mit dem Ur-Bild, zusammentrifft und unmittelbar gegenständlich schaut, wo der Verstand nur schemenhafte Begriffe tastend hinstreckt. An einzelnen Stücken des kranken Hölderlin, die weit über hundert Jahre zurückliegen, erlebt es unsere späte Zeit, und hin und wieder ist einem gesunden Dichter der Gegenwart die Zunge soweit gelöst, daß er mit dem größeren Reichtum unserer modernen Sprache schalten und gestalten kann.

Als Probe liegen mir Verse von Theodor Däubler vor, mit denen die Betrachtung über moderne Lyrik abgeschlossen sei:

Aufforderung.

Dein Schweigen, Mensch, muß in den Himmel steigen,
Erstummtes Blut um Sterne sich verzweigen;
Geheimes Lodern übersprüht den Raum:
Beharr als Ursprung, doch verlier den Saum.
Erholt im Tod, vernebelt dir das Reden,
Doch zückst du keinen Blitz zu grellen Fehden:
Still überzüngle dich ureigne Glut,
Wie Bäume bei den Gräbern leicht und gut.

Das Grundproblem der Psychologie.

Von Artur Buchenau.

Die Psychologie berührt alle Interessen der Philosophie und hat dadurch sowohl propädeutische, man könnte auch sagen: encyklopädische als auch elementare Bedeutung, ja, man kann behaupten, daß von ihr die allgemeine Bildung in stärkstem Grade getroffen wird. Bei einer Einführung in die Probleme der Psychologie läßt es sich daher nicht vermeiden, wenigstens einen Blick auf die Geschichte der Allgemeinphilosophie zu werfen, mit der das engere Problem der Psychologie unlöslich verknüpft ist.

Während die ersten griechischen Philosophen noch nicht psychologisch geschult sind, tritt die Psychologie als ein Problem auf in der pythagoräischen Schule. Jenen ist eigen das Interesse für Natur und Geist, und so entsteht aus diesem doppelten Interesse auch erst der Ausdruck für die Welt, nämlich Kosmos, was nicht nur Schmuck und Ordnung, sondern direkt Harmonie bedeutet, eine Harmonie, die einerseits die Harmonie der Natur ist, andererseits aber doch im Geiste zur Entdeckung gelangen muß. Es verdient Beachtung, daß die Pythagoräer, die die Entdecker des Weltbegriffs sind, andererseits auch einen politischen Reformverein darstellen zur Ethisierung des Lebens. Also nicht nur das psychologische und das naturwissenschaftliche, sondern auch das psychologische und ethische Interesse finden wir hier bereits miteinander verknüpft.

Zum ersten Male wirklich gefördert wird die Psychologie dann durch Demokrit, den Atomisten. Er entdeckte zuerst ein System für die Welt. Ihm verdanken wir die verschiedenen Ausdrücke für die Formen des Geistes; er ist es, der erst Namen geprägt hat; so spricht er bereits von dem Theoretischen in bezug auf das Denken und von dem Praktischen in bezug auf Wollen und Fühlen. So ist manches vorbereitet für den eigentlichen Urheber der Psychologie: für Sokrates. Sein Verdienst ist es, daß jetzt gegenüber der Welt der Mensch auftritt, dem sie, die Welt, Objekt wird, andererseits ist auch der Mensch wieder Objekt der Wissenschaft, und zwar faßt Sokrates das einseitig so auf: der Mensch sei der Urheber der Sittlichkeit, und diese sei, so lehrt er, wiederum das Hauptproblem der Wissenschaft; indessen hat Sokrates neben der praktischen sittlichen Seite die theoretische nicht ganz vernachlässigt, gilt er doch nach dem Zeugnis des Aristoteles als der Entdecker der Definition und Induktion.

Was Sokrates begonnen, das hat sein größerer Schüler, Plato, fortgesetzt. Bei ihm kommen die verschiedenen Interessen zur Ausführung, und es vollzieht sich eine Synthese zwischen den bisherigen philosophischen Auffassungen. Man kann wohl sagen, daß in den Platonischen Dialogen die erste ausgeführte Psychologie vorliegt. Der Mensch ist Subjekt der Sittlichkeit, so hatte Sokrates gelehrt, und Plato fragte nun weiter, allgemeiner, wie muß sein Begriff bestimmt werden? Die Frage nach dem Begriff oder der Idee des Menschen, das ist also gleichsam die Devise des Platonischen Philosophierens. Hat der Mensch etwa nur Triebe, also Begehren, oder muß ihm nicht, damit er sittlich sein kann, ein Wollen zugesprochen werden? So nähert sich schon das logische Interesse der Frage nach dem Begriff des Menschen, dem psychologischen Interesse, das sich in der Frage nach Begehren und Wollen dokumentiert. Und an der Platonischen Psychologie ist noch etwas höchst Modernes, es ist der Grundgedanke seiner Philosophie, daß der Mensch

nicht zu bestimmen ist am Individuum sondern an der Gemeinschaft oder am Staate. Das Individuum ist eine Abstraktion, die eigentliche Wirklichkeit des Menschen liegt im Staate. Schon bei Demokrit war es klar geworden, daß Denken und Wollen zu scheiden seien, und Sokrates und Plato stimmten darin überein, daß der Begriff des Menschen durch das Wollen gefaßt werden muß. Das Begehren also müßte geprüft werden, ob es sich scheiden läßt vom Wollen und ob dadurch der Mensch charakterisiert werde. Neben dem Denken aber stände dann noch eine andere Tätigkeitsform, die Wahrnehmung und Sinnestätigkeit.

Die Sophistik, also die Periode, aus welcher Sokrates hervorgegangen ist, trug den Charakter, den Kampf darzustellen zwischen Denken und Wahrnehmung. Wahrnehmung, Denken, Begehren, Wollen — wir haben damit eine ganze Reihe von Erscheinungsformen des Geistigen. Nun dreht sich bei Plato alles um die Frage: Bleibt es bei dieser Mehrheit von Tätigkeitsweisen, von Erscheinungsformen? Ist die Mehrheit das Letzte? Soll aus diesen Erscheinungsweisen heraus der Begriff des Menschen zur Entwicklung gelangen, so müssen sie zu einer Einheit werden, wofern der Mensch selbst eine solche Einheit darstellt. Das ist also der große Gesichtspunkt der Platonischen Psychologie: Einheit in der menschlichen Psyche: die Einheit der Seele. Unter diesem Gesichtspunkte der Einheit müssen alle Probleme erörtert werden. Begehren und Wollen müssen also zwar unterschieden werden, aber so, daß sie eine Einheit bilden.

Es fragt sich, wie man den platonischen Ausdruck „Psyche" überhaupt zu übersetzen hat. „Seele", das wäre ungenau. Psyche bedeutet bis auf Plato alles mögliche, nur nicht das, was es bei Plato selbst bedeutet, weil für ihn Psyche immer den Sinn hat: Einheit des Psychischen. Vor Plato bedeutet Psyche das Gegenbild zum Leib in dem Sinne, daß der Mensch zweimal da ist, einmal als Leib, einmal als Seele. Stirbt er, so ist er nur noch einmal da, nämlich in der Psyche. Woher nun aber dieses Doppelbild des Menschen? Der Fehler liegt in der Wiedergabe von Psyche mit Seele; statt dessen sollte man zur Klarlegung der Sache sich des Ausdrucks „Bewußtsein" bedienen, ein Terminus freilich, der im Altertum nicht zur Ausprägung gekommen ist, und doch bedeutet in der Tat bei Plato die Seele oder Psyche nicht mehr das Doppelbild oder das Scheinbild, welches übrig bleibt, wenn der Mensch stirbt, sondern das „Bewußtsein". Die Psyche ist die wahre Einheit des Menschen, auf die sich alle seine Handlungen, all sein Tun beziehen müssen. Auf Plato folgt — Aristoteles. Er hat die erste Psychologie geschrieben, es ist von ihm uns ein Buch überliefert „Über die Seele". Er faßt den Begriff der Seele im Zusammenhang mit seinen großen Forschungen auf dem

Gebiete der Lebewesen. Es ist also die aristotelische Psychologie ein Teil der Biologie. Also bedeutet ihm Psyche: Leben; Leben aber nicht im mythologischen Sinne, sondern im Sinne des animalen Lebens. Aristoteles verdanken wir so die Einführung des Zweckprinzips in die Philosophie, die er als Grundwissenschaft auch gerne „erste Philosophie" nennt, wofür man gewöhnlich Metaphysik einsetzt. Aristoteles vertritt dabei schon das Prinzip des Darwinismus: die Entwicklung. Indem er nämlich die Seele als Leben auffaßt, teilt er entsprechend ihre Funktionen ein und unterscheidet 3 Arten Seelen, 1. die vegetative (Pflanzenseele), 2. die wahrnehmende Seele (es ist die Tierseele mit Sinneswahrnehmung), 3. den Geist. Alle drei Arten stecken im Gattungsbegriff des Lebens, also die Seele entwickelt sich: die Pflanzenseele zur Tierseele und diese wiederum zur Menschenseele. Dieser Gedanke mutet uns recht modern an.

Auf das Mittelalter näher einzugehen hat keinen Zweck, da es nichts anderes tut, als Aristoteles zu erklären, aber nicht versucht, über ihn hinauszukommen. Am Anfang der neueren Philosophie steht Descartes, bei dem von vornherein das Interesse vorhanden ist, das Verhältnis von Leib und Seele festzustellen.[1]) Auch bei ihm ist wie bei Plato das Prinzip der Einheit maßgebend, auch er sucht, indem er vom Begriff des bewußten Ichs ausgeht, in diesem die Einheit für die sämtlichen seelischen Erscheinungen. Wie bereits erwähnt, stellt Aristoteles an die Spitze seiner Psychologie den Begriff des Lebens; aus diesem Begriff bildet sich nun in der neueren Zeit die Physiologie. Jetzt fragt man nicht mehr nach dem Verhältnis von Außenwelt und Innenwelt oder von Leib und Seele, Körper und Geist, sondern das Problem wird schärfer gefaßt als das des Verhältnisses zwischen Bewußtseinstätigkeit und physiologischer Tätigkeit.

Gibt es überhaupt Seelisches, Psychisches, ist nicht alles nur Physiologie, oder bleibt doch noch der Psychologie ein eigenes Gebiet? Um das klar verstehen zu können, müssen wir noch einmal zurückgehen zu Aristoteles, da sich bei ihm zuerst die ganze Schwierigkeit zeigt, mit der noch die heutige Wissenschaft der Psychologie ringt. Wir sehen schon, daß nach ihm unter das Objekt der Psychologie die Lebenserscheinungen schlechtweg fallen oder, anders ausgedrückt, die Funktionen des organischen Körpers. Seele und Körper unterscheidet er nur wie Kraft und Stoff. Die Seele ist die Kraft oder die Funktion, der Körper der Stoff oder die Materie, an welcher die Funktion zum Vollzug kommt. Wer also in der modernen Zeit die Idee einer rein naturwissenschaftlich-tendierten Psychologie vertritt,

[1]) Man vgl. besonders die Meditationen über die Grundlagen der Philosophie (deutsche Ausgabe in der Meinerschen philosophischen Bibliothek).

der muß sich damit klar werden, daß er mit dieser Forderung wesentlich zum Standpunkt des Aristoteles zurückkehrt.

Für ihn deckt sich nämlich das Gebiet des Psychischen schlechtweg mit dem des Organischen. Beide Begriffe sind durchaus korrelativ zu einander. Er erkennt also, daß der einigende Gesichtspunkt für das Physische und Psychische der der Organisation ist, so daß man ihn geradezu als Entdecker des Begriffs des Organischen ansehen kann, des Organischen mit der wesentlichen Bestimmung der Entwicklungsfähigkeit. Der Körper ist organisiert, wie zu allen bewußtlos geschehenden (physiologischen) Funktionen des Lebens, der Lebenserhaltung und Fortpfanzung, so auch zu allen psychologischen Leistungen. Es ist also die Entwicklung des Seelenlebens durchaus an die der körperlichen Organisation gebunden. Auch die bewußten Funktionen sind Funktionen des Körpers, mithin ist Psychologie eine Naturwissenschaft. In dem gesamten Gebiete der Naturwissenschaft ist seine Psychologie die Grundwissenschaft der organischen Natur. In moderner Sprache würde man sagen, sie ist allgemeine Biologie.

Danach wäre die Psychologie überhaupt kein Glied des Systems der Philosophie. Ist das nun richtig? Was bei Aristoteles offenbar noch fehlte, ist der zusammenfassende Ausdruck für die verschiedenen seelischen Tätigkeiten. Das gerade, was Plato als die Hauptsache ansah, daß es nämlich nicht dabei bleiben dürfte: bei der Mehrheit von Wahrnehmen, Empfinden, Denken, Erkennen, Wollen, Begehren, sondern daß dies alles in einer letzten Einheit zusammengehören muß, — dafür fehlt Aristoteles das Verständnis. Das ist aber eigentlich erst das Problem der Psychologie, wie Plato sagen würde, die Einheit der Psychischen! So lange ich von den einzelnen Funktionen, vom Wahrnehmen usw. rede, so interessiere ich mich nur für den Zusammenhang dieser bestimmten seelischen Erscheinungen mit den physiologischen Vorbedingungen. Zu zeigen, wie Bewußtseinszustände zustande kommen, z. B. die Wahrnehmung, das wäre also höchstens, modern ausgedrückt, physiologische Psychologie, aber alsdann würde die Psychologie in das System der Philosophie überhaupt nicht hineingehören.

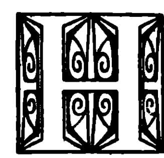
Das ist nun in der modernen Philosophie seit Descartes eine ihrer festesten Errungenschaften, daß sie die Erscheinungen des Bewußtseins selbst als spezifisch verschieden ansieht von allen solchen Naturerscheinungen, die entweder als des Bewußtseins nicht teilhaftig angesehen werden oder bei denen man wenigstens von der Tatsache des begleitenden Bewußtseins abstrahieren kann. Man kann sagen, daß gerade aus diesem Begriff des Bewußtseins die charakteristische Verschiedenheit der neueren Philosophie von der alten zu verstehen ist. Bis auf Kant ist eine Hauptfrage der Philosophie die nach dem Verhältnis von Denken und Ausdehnung oder, anders aus-

gedrückt, nach dem Verhältnis von Bewußtsein und Natur. Erst die kritische Fragestellung Kants bringt eine Änderung der Lage zustande, ohne daß es doch Kant gelungen wäre, durch seine Kritik den alten Streit des Monismus und Dualismus ganz zum Schweigen zu bringen. Jedenfalls ist so viel klar, daß die Lebensfunktionen des Organismus, soweit sie als bloße Naturvorgänge nach kausaler Gesetzlichkeit zu betrachten sind, die Psychologie als solche nichts angehen; denn mit dem Bewußtsein haben sie jedenfalls direkt nichts zu tun. Das Bewußtsein in dem doppelten Sinne des wirklichen und möglichen Bewußtseins bildet also das Grund*phänomen* und folglich auch das Grund*problem* der Psychologie. Was macht also eigentlich die Psychologie zu einer Disziplin der Philosophie? Was bedeutet die Psychologie in den drei Kulturgebieten, der Naturwissenschaften, der Geschichtswissenschaften und der Ästhetik? Natur, Sittlichkeit und Kunst, das sind ja die Gegenstände, die wir zusammen als Kultur bezeichnen, und alle Philosophie, ihrer objektiven Seite nach, hat keine andere Aufgabe, als die Erkenntnisgrundlagen für diese drei Richtungen der Kultur aufzuzeigen. Indessen ist das System der Philosophie, das sich aus diesen drei Grunddisziplinen, Logik, Ethik und Ästhetik zusammensetzt, doch nur eine Abstraktion, eine wissenschaftliche Einheit. *Wo wird nun diese Einheit lebendig?* Die drei Glieder bedeuten drei Arten des Bewußtseins oder, anders ausgedrückt, *das Bewußtsein beteiligt sich* an der Erzeugung der Erkenntnis, der Moral und der Kunst. Statt von drei Arten des Bewußtseins spricht man daher besser, wie schon angedeutet, von drei *Richtungen* des Bewußtseins, von drei Betätigungsweisen, welche die drei Gebiete der Kultur schaffen. Diese drei Richtungen aber fordern eine Einheit, von der sie ausgehen. Diese Einheit nennen wir nun aber wieder Einheit des Bewußtseins. Zu ihr gehört jetzt mehr als die bloße Richtung auf die Wissenschaft, die Intellekttätigkeit; denn auch die auf die Sittlichkeit, auf den Willen und schließlich auch die auf den ästhetischen Geist, das Kunstgefühl gehört dazu. Dürftig ist die Seele des Menschen, bei der nicht das Kunstgefühl einen integrierenden Bestandteil des Bewußtseins ausmacht; *aber diese Einheit des Bewußtseins*, so wie oben verstanden, muß erst aufgebaut werden, konstituiert. *Dies ist die Aufgabe, die in der Psychologie entsteht.* Das Objekt der Psychologie ist also weder Natur, noch Sittlichkeit, noch Kunst, ihr Objekt bezeichnet man zum Unterschied von diesen drei *Objekten* als das *Subjekt*, als gerade die subjektivste Seite des Bewußtseins; es ist der Mikrokosmos des Menschen, auf ihn kommt es an. Auf Grund dieser Einheit des Bewußtseins *ist* der Mensch in doppeltem Sinne, 1. im objektiven Sinne der Menschheit und 2. im Sinne des Menschen der Weltgeschichte — *das ist das Problem der Psychologie.* Einheit des Bewußtseins heißt also

Einheit des Kulturbewußtseins, das sich vollzieht in den drei Richtungen der Kultur. Die Werke der Kultur sind es, in denen sich die Einheit des Bewußtseins vollzieht. Die Individuen, die Personen sind gleichsam nur die Reflexe, die aus den Werken widerstrahlen — aus den Werken lernen wir die Personen kennen. Es ist also hier die Einheit eine ideale, gedachte, die nicht dargestellt, nicht abgemalt werden soll, sondern die in ihrer Entwicklung in den Richtungen des Kulturbewußtseins durchzuführen ist.

Über künftige Berliner Theaterberichte.

Von Dr. Hans Lebede.



infort soll regelmäßig alle vier Wochen an dieser Stelle über die belangvollen Begebenheiten in Berliner Theatern berichtet werden. Ist es nötig, zu betonen, daß für solche zusammenfassende Darstellung andere Ziele gesteckt sind als für die Tageskritik? Gewiß nicht — denn es versteht sich von selber, daß es keinen ersichtlichen Sinn hätte, nach Monatsfrist noch einmal das Gleiche vorzusetzen, was jeder Leser dieser Blätter längst in seiner eigenen Zeitung gelesen hat. Das Gleiche aber wäre es, wenn nur darauf Wert gelegt würde, einem Stück monde-, oft jahrelangen Dichterschaffens, das Schauspieler und Regisseure in Wochen zur Aufführung vorbereitet haben, nach dem Eindruck einer ersten Vorstellung eine Zensur zu erteilen. Zwar: dem Durchschnitt des Theaterpublikums (und nicht nur des Theaterpublikums) genügt gläubige Hinnahme dessen, was in ihrem Blatte steht, und sie lassen sichs nicht kümmern, daß vieler Menschen Mühen mit einem Male umsonst war — falls die Kritik schlecht ausfällt —, oder daß ihnen mit langanhaltendem Serienspiel ein Erfolg beschieden wird, der vielleicht in gar keinem Verhältnis zum Wert des dargestellten Werkes steht — falls die Kritik gut war. Es ist, als habe Mephistopheles auch ihnen geraten: „Am besten ist's, wenn ihr nur Einen hört und auf des Meisters Worte schwört". Wie aber, wenn sie eines Mannes Rede für keines Mannes Rede halten und billig beede hören wollen? Dann kann es ihnen geschehen, daß eine Tragödie, die „zu den wenigen beachtenswerten Gaben des Spieljahres gehört", die Tragödie eines Autors, dessen „männlicher, sittlicher Geist sich im Aufgreifen und Gestalten des Stoffes offenbart", von einem Kritiker von Ruf also gepriesen wird, während dem andern nicht minder angesehenen Rezensenten der Dichter mit solcher „Epigonendramatik" einen „im Lauf des letzten Kostümsäkulums langsam schal gewordenen Trank" vorgesetzt zu haben scheint. „Voll kristallklarer Reinheit stehen die fünffüßigen Jamben da, mächtig und weithin leuchtend." Nein: „Schule

Grillparzer“ dünkt es den andern (was ihm offenbar als höchster Tadel gilt!) „Eine ‚Akademie‘ in den Verszeilen der klassizistischen Überlieferung“. Die „Sprache, die allerorten allerlei gelernt hat, schwelgt in zarten und in kräftiger aufglühenden Bildern — ihre Gabe ist lebhafte Vertiefung und beseelte Malerei“?? Ach Unsinn! „Der Dichter hat an zahlreichen fremden Blüten gerochen, sein Parfüm ist nicht Eigenduft“, seine Jamben „geraten manchmal außer sich selbst“, obzwar sie auch „manchmal anmutig fließen, gleich den Kaskaden von Seide und Sammet im Schaufenster großer Magazine“. Das Spiel ließe sich noch stundenlang weiterführen — das Beispielmäßige muß für alles hier nicht Wiederholte genügen, und es reicht am Ende hin, um erkennen zu lassen, daß auch der anerkannte Berufskritiker meist nur sein Urteil zu geben, daß jedes dieser Urteile nur subjektive Ansicht zu vermitteln vermag, sofern es sich nicht bemüht, den Richtspruch auf nachprüfbare Beweise zu gründen — ihn zu belegen mit Stellen aus dem besprochenen Werk, die hinreichen, um jedem, der nicht gleich das Buch zur Hand oder das Stück selber gesehen hat, einen Eindruck davon zu geben und ihm die Entschließung darüber möglich machen, ob er dem Urteil des Rezensenten beipflichten will oder nicht. Zugegeben, daß auch noch bei der Auswahl solcher Stellen subjektives Ermessen Schaden anrichten kann, so wird man doch vom ernstmeinenden Kritiker fordern und erwarten dürfen, er werde nicht leichtfertig oder gar bewußt die Auslese so treffen, daß sich ein schiefes oder verzerrtes Bild ergibt. Seinem Leser aber wird aus der zunächst leicht gemachten Arbeit des Nachprüfens allmählich Lust, Mut und Fähigkeit zu eigener Kritik erwachsen, und er wird zuletzt dahinkommen, sein Urteil allenfalls mit dem des ihm vertrauten Rezensenten zu vergleichen, nicht aber sich durch die Worte des andern bequem vorschreiben zu lassen, was er auch glauben soll...

Was hier zunächst nur vom dargestellten Stück gesagt wurde, gilt in gleichem Maße für die Darstellung selbst. Auch sie soll nicht nach hergebrachtem Schema als gut oder schlecht abgetan, vielmehr soll gezeigt und begründet werden, worin sie gut oder warum sie schlecht war. Das setzt nun freilich, neben der Vertrautheit mit dem Drama als Ganzem und der „Rolle“ als Einzelnem, auch eine Vertrautheit mit den Mitteln künstlerischer Wiedergabe voraus, die den meisten Rezensenten genau so fehlt wie den meisten deutschen Dramatikern. In Frankreich entsteht die letzte Fassung eines Stückes eigentlich erst auf den Proben, denen der Autor von Anfang an beizuwohnen hat — ähnlich müßte auch der Kritiker mindestens zeitweise den Werdegang einer Aufführung verfolgen können, um zu erkennen, was der Dichter, was der Schauspieler, was der Regisseur daran für einen Anteil hat. Statt dessen begnügt sich heute noch zumeist der Rezensent einer Theatervorstellung mit der Besprechung des Stückes, also mit einem

„literarischen“ Urteil — und verwirft von seinem Standpunkt aus als literarisch minderwertig auch viele gute „Theaterstücke“, die Anlaß zu oft sehr eindrucksvollen schauspielerischen Leistungen geben und darum für Darsteller und Aufnehmende wertvoller sein können als ein hochgelobtes, aber schlecht gespieltes Drama. Man muß Theodor Lessing beipflichten, der einmal meinte, Männer der Literatur würden nicht ohne weiteres verstehen können, daß einer Bassermann als Sherlock Holmes, Kean, Rabbi Sichel, Uriel Acosta sehen oder Else Lehmann nur aus Possen im Gedächtnis haben mag, deren Verfasser er nicht einmal behalten hat: sie würden immer nur feststellen, daß das schlechte Stücke sind, und nur schwer zugestehen, daß ein Unsinn, der nichts für den Verstand bietet, doch einen sehr geistvollen Theaterabend ergeben kann... Und man möchte wünschen, daß auch in dem seit 1871 vorbereiteten Reichsbühnengesetz, dessen Vollendung zu erleben nur Optimisten hoffen, der vielberedete Begriff des „höheren Kunstinteresses“ dahin geklärt würde, daß weniger gute Stücke in glänzender Darstellung den besten Dramen in schlechter Aufführung vorzuziehen sind: „Faust“ auf der Schmiere oder „Wilhelm Tell“ in der Aufführung eines Unternehmers, dem (Berlin, 1919!) das Recht zur Veranstaltung von Vorstellungen mit 16 (!!) Darstellern zugesprochen ist, bleiben trotz (oder vielleicht gerade: wegen) des hohen Kunstwertes der Dichtungen ein Verbrechen an der Kunst, das verhindert werden müßte!

Letztens: Regie und Dramaturgie als wesentliche Faktoren bedürfen auch ernsthaftester Würdigung, die über Gemeinplätziges hinweg den Weg zur Erkenntnis künstlerischer Absichten erschließt. Es ist nicht genug, von „seltsamen“ oder „unsinnigen“ Strichen zu reden — man muß sich schon die Mühe machen, nicht nur allenfalls noch zu sagen, warum man sie für unsinnig hält, sondern erst einmal den Gründen nachzuforschen, aus denen sie sich erklären: oft sieht die Sache dann ganz anders aus. Ein Beispiel: das Staatliche Schauspielhaus führt Schillers „Jungfrau von Orleans“ auf und läßt die Werbung Dunois' und La Hires um Johanna weg, läßt die Gefangennahme der Verbannten durch die Engländer weg, läßt — darob stärkstens angegriffen! — den großen Monolog zu Anfang des vierten Aufzuges weg: „Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen“ (obzwar Gerda Müller ihm eine wundervolle Interpretin gewesen wäre!). Komm ich auf die Erklärung, daß dem Dramaturgen und dem Regisseur jede Wiederholung ein Aufhalten der vorwärtsstürmenden Handlung schien, daß sie darum zweimal Gegebenes nur einmal — und dann in der kürzeren Form! — bringen wollten, daß sie sich füglich mit der Feststellung der Tatsache „Dich liebt Graf Dunois“ im Gespräche der Sorel mit Johanna (IV,2) oder mit dem Bericht von der Fortführung der Retterin Frankreichs durch Isabeau und die Engländer begnügen

zu können meinten, wie Raimond ihn dem Bastard gibt, — daß sie (konsequent) auch den Monolog für übrig hielten, weil der Seelenzustand der Jungfrau sich in den folgenden zwei Auftritten gleichermaßen kundgibt, so vermag ich zwar immer noch frei zu entscheiden, ob ich das billigen will oder nicht — aber ich entscheide in jedem Falle nun mit größerer Berechtigung, als nach der bloßen Feststellung, daß diese Stellen fehlen...

Und um gleich bei diesem Beispiel zu bleiben: erwarte ich schön gemalte Kulissen und Prospekte, wie die Meininger sie hier zu bieten pflegten, so enttäuscht vielleicht die nur andeutende Dekoration, die oft genug ganz fehlt und lediglich die Gruppen auf erhöhtem Standort hell beleuchtet aus umgebendem Dunkel sich scharf abheben läßt. Mache ich mir aber klar, wie viel mehr der nicht durch schönste Augenweide abgelenkte willige Zuhörer aus dem Wort gewinnt, wie seine Phantasie ihm schlechthin alles vorzuzaubern hilft, was auch in vollkommenster Naturnachahmung durch Malerei und Plastik nur unvollkommene Andeutung sein kann — so ist von Enttäuschung nicht mehr die Rede, sondern von Gewinn. Was aber ist dieser Inszenierung alles Übles nachgesagt worden — so viel, daß es sich fast verlohnte, auch hier eine Blütenlese zu geben und ihr einfache Szenenbeschreibung gegenüberzustellen! Das nächste Mal vielleicht — für diesmal gilt es nur, die Grundlinien festzulegen, in denen sich unsere Theaterbesprechungen halten sollen, nachdem eingehend gezeigt worden ist, welche Mängel sie vermeiden wollen:

Es gilt, in erster Linie „Beschreibung“ zu geben, nicht „Urteil“.

Es gilt, diese Beschreibung nicht allein und nicht so sehr auf das dargestellte „Stück“ zu beschränken, sondern: sie auch auf die Aufführung auszudehnen.

Es gilt, diese Aufführung (jeweils verschieden) nach innerer und äußerer Gestaltung zu beschreiben: Texteinrichtung, Regie, Schauspielerleistung, Bühnenausstattung.

Es gilt, für alles von der „Norm“, vom „Schema“ Abweichende die Gründe zu suchen und aufzuzeigen.

Es gilt, keine Kritik ohne Begründung abzugeben.

Es gilt, schließlich und endlich: die Leser dieser Berichte zu selbständiger Mitarbeit, zu eigenem Urteil anzuregen und sie zu dem verständnisvollen Aufnehmen jeder Bühnendarstellung zu bereiten, ohne das keine „Theaterkultur“, kein „Kulturtheater“ denkbar ist.

Dazu aber bedarf es ihres willigen Mitgehens, das erbeten wird!

Weltchristentum und Kirche.

Von Eva Wernick.



on den gegenwärtigen überkonfessionellen und übernationalen Bewegungen für die Vereinigung der Kirchen steht zurzeit im Vordergrund des Interesses die Allgemeine Konferenz für Praktisches Christentum[1]) (Life and Work); sie ist vorwiegend protestantisch bestimmt. Ihr Urheber ist der lutherische Erzbischof von Schweden, Nathan Söderblom-Upsala;[2]) ihre Vorgeschichte reicht bis 1917 zurück. Begründet wurde die Bewegung Oktober 1919 in Oud Wassenaer. November 1919 fanden Besprechungen in Paris statt, 1920 eine Vorberatung in Genf, 1921 tagte das Vorbereitungskomitee in Peterborough, 1922 das Internationale Komitee in Hälsingborg, das den endgültigen Plan der Konferenz festlegte, 1923 der Arbeitsausschuß in Amsterdam,

---

[1]) Über deren Ziele und Geschichte: René Heinrich Wallau „Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus", Furche-Verlag, Berlin, 1925, 356 S., br. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—, p. 71—77 und p. 146—152; ferner: Horst Stephan „Der Protestantismus auf dem Wege zur Einheit", Säemann-Verlag, Berlin, 1924, 16 S. A. W. Schreiber „Der Weltprotestantismus auf dem Wege zur Einheit" (Neue Christoterpe 1926) Verlag C. Ed. Müller, Halle, Karl Färber „Die Auferstehung der Kirche", Laodicea-Verlag, Berlin-Reinickendorf-Ost, 1925, 104 S., Mk. 2.50. A. W. Schreiber, „Internationale kirchliche Einheitsbestrebungen", Leipzig 1921. Westmann, „Zur Geschichte der kirchlichen Einheitsbestrebungen", Zeitschrift „Eiche", Jahrg. IX 1,2.

[2]) Über diese, im ökumenischen Sinne ebenso wie rein wissenschaftlich hochbegabte, lautere und grundgütige Persönlichkeit, der besonders wir Deutschen großen Dank schulden, vergleiche Wallau p. 92—115, ferner Peter Katz, „Söderblom, ein Führer zur kirchlichen Einheit", Verlag C. Ed. Müller, Halle, 80 S., Mk. 2,40, besonders aber die eigenen Schriften von Söderblom, namentlich: „Einigung der Christenheit" (Tatgemeinschaft der Kirchen aus dem Geiste werktätiger Liebe), Verlag C. Ed. Müller, Halle, 2. Aufl., 1925, 230 S., geb. Mk. 7.— und „Christliche Gemeinschaft", ebenda 1925. — Von den übrigen übernationalen Einheitsbewegungen seien noch erwähnt: 1. Die Allgemeine protestantische Hilfsaktion; 2. der durch private Initiative 1914 gegründete Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen; und, auf kirchlicher Initiative beruhend 3. die Bewegung für Glaube und Verfassung (faith and order), die älteste der modernen Einigungsbewegungen, seit 1910, vorwiegend anglikanisch bestimmt, die in sich noch stark uneinheitlich das Ziel erstrebt, alle getrennten Glieder der Kirche Christi auf der Basis des Glaubens und der Verfassung zu einer „organischen Union" zu vereinen. Die griechisch-orthodoxe Partei in ihr vertritt den Plan einer „moralischen Union" und einer „Kirchenliga". Rom steht außerhalb. Der Bewegung nahe steht die amerikanische Vereinigung der „Jünger Christi" (Peter Ainslie).

1924 das Internationale Komitee in Birmingham und vom 19. bis 30. August 1925 fand in Stockholm die Weltkonferenz statt, auf der ca. 600 offizielle Abgeordnete aller kirchlichen Gemeinschaften (außer der römisch-katholischen!) zusammenkamen.

Zur Durchführung der Vorbereitungsarbeiten für die Stockholmer Konferenz wurde die Christenheit in vier Gruppen eingeteilt: 1. Die amerikanische, 2. die britische, 3. die europäisch-kontinentale unter Vorsitz von Söderblom (Dänemark, Deutschland, Estland, Finnland, Frankreich, Holland, Lettland, Norwegen, Oesterreich, Polen, Rumänien, Schweden, Schweiz, Tschechoslowakei, Ungarn), 4. die griechisch-orthodoxe Kirche (Konstantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Rußland, Serbien, Cypern, Athen, Sofia, Bukarest), deren Vertreter das Internationale Komitee für die Vorbereitung der Konferenz bildeten. Die Arbeiten wurden geleitet von vier Präsidenten (Erzbischof von Canterbury, Oekumenischer Patriarch von Konstantinopel, Söderblom und Rev. A. J. Brown), denen vier Vizepräsidenten zur Seite stehen. Ferner wurde ein Internationaler Arbeitsausschuß und ein Sekretariat eingesetzt. Internationale Geschäftsstellen befinden sich in Stockholm, London, New York und Genf.[1])

Die von der Allgemeinen Konferenz-Bewegung erstrebte Einheit aller christlichen Kirchen ist nicht als Einförmigkeit gemeint. „Ein System der Einförmigkeit ist nicht notwendig für die Einheit, weder in Festsetzungen der Lehre noch in der Leitung und Zucht der Kirche" (Söderblom „Einigung" p. 134). Es ist sogar radikal abzulehnen. Die verschiedenen Typen christlicher Frömmigkeit, die verschiedenen Formen christlichen Lebens, die sich in der Geschichte gebildet haben, sind ausdrücklich in ihrer Eigenart und in ihrem Eigenrecht als besondere, notwendige Entfaltungsweisen christlichen Wesens anzuerkennen und zu fördern.[2]) „Alles, was lebt, ist Wirklichkeit voll Eigenwuchs und Sonderart." „Niemand kann von dem einen oder dem anderen christlichen Bekenntnis verlangen, es solle von seiner Besonderheit etwas abstreifen." (Söderblom p. 14.) „Wir würden der Idee der Einheit den denkbar schlechtesten Dienst erweisen, wenn wir irgendwie darauf ausgingen, diese bekenntnismäßigen oder überkommenen Frömmigkeitstypen abzuschwächen oder im Interesse eines farb-

---

[1]) Ausführliche Angaben in Erich Stange „Vom Weltprotestantismus der Gegenwart", Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 1925, 80 S. br. Mk. 1.80, p. 58—63; ferner: „Verhandlungen d. Allg. Konf. d. K. Chr. f. p. Chr., Prot. d. Vers. i. Peterborough u. Hälsingborg", Zürich 1923.

[2]) Vergleiche auch die ausgezeichnete Charakterisierung der einzelnen Typen in dem glänzenden Abschnitt „Die kirchlichen Scheidungen der Christenheit", Söderblom, „Einigung" p. 29—107.

losen oder besser gesagt faden Universalismus auszugleichen. Was wir und die Christenheit und die ganze Welt brauchen, das sind keine allgemeinen Ideen, sondern das lebendige Wachstum des Geistes in die Tiefen und in die Höhen." (Söd. p. 16.) Man soll nicht uniformieren. Man soll sich aber auch nicht in hochmütiger Selbstgerechtigkeit abgrenzen, sich nicht in kleinlichem Dünkel gegenseitig befehden, sich vielmehr gegenseitig als Brüder anerkennen, von einander lernen und sich gegenseitig helfen. Man soll das echte Wesen einer jeden der verschiedenen christlichen Gemeinschaften und seine religiöse Leistung in ernster und vornehmer Arbeit „gegenüber Verschlechterungen und fremden Zusätzen aller Art" ergründen und innerhalb eines jeden Bekenntnisses seinem besseren Selbst zum Siege über schlimme Neigungen verhelfen. „Kein Bekenntnis sollte dem anderen zu nahe treten suchen, sondern reinen Herzens ihm in dem härtesten aller Kämpfe helfen, in dem Kampfe gegen sein eigenes minderwertiges Selbst." (Söd. 24.) „Je kräftiger sich jede göttliche Gabe, die auf das Los der einen oder der anderen Kirche gefallen ist, entwickeln darf, desto reicher und schöner wird der Organismus der Kirche als ein Ganzes sein." (Söd. p. 27.) Söderblom fordert allseitigen Respekt vor den Besonderheiten. „Wohlgemeinte, mit dem großen Besen über alle Unterschiede achtlos wegfegende Verallgemeinerungen können wir nicht brauchen." „Im Umkreis der Religion ist die Gefahr eines Einebnens der Unterschiede gar nicht gering, dem die Achtung vor dem fehlt, was fein und ursprünglich ist in der Welt des Herzens." (Söd. p. 86.) Es handelt sich also nicht darum, die Scheidewände zu verschieben oder niederzureißen, sondern auf der streng festgehaltenen Basis der Mannigfaltigkeit eine höhere Einheit zu finden, die alle verschiedenen christlichen Sondergebilde als notwendige Glieder umfaßt. Es muß eine Einheit in der gegebenen Vielfältigkeit ohne Antastung ihres innersten Wesensgutes zustande gebracht werden, innerhalb deren sich die Scheidungen als organische Einteilungen eines umfassenden Ganzen enthüllen.

Welcher Art aber ist diese Einheit? Und welche Wege bieten sich dar, sie zu gewinnen? Die Vereinheitlichung im Sinne Roms, durch die Methode der Aufsaugung, sei es nun durch Rom als Rückkehr der irrenden Schafe zum „unus pastor et unum ovile" oder durch eine andere christliche Kirche, scheidet völlig aus. Als Grundlage der Einigung kommt für Söderblom und die Allgemeine Konferenz überhaupt nicht in betracht etwa ein von Allen anzunehmendes formuliertes Glaubensbekenntnis, sei es ein historisches oder ein neu zu formendes; alles Dogmatische scheidet primär als Basis aus. Es kommen auch nicht in betracht: das Zurückgreifen auf die Bibel als Einigungsgrundlage oder auf einen bestimmten Zeitraum der Christentumsgeschichte

(Urgemeinde!) oder auf den sog. Consensus quinque-saecularis.[1]) Es soll auch nicht die Einigung auf Grund einer bestimmten, gemeinsam anzunehmenden Methode der Christwerdung, der Heilsergreifung, der Glaubenserwerbung, Rechtfertigung, Bekehrung und Wiedergeburt versucht werden. Ebensowenig soll sie sich auf eine bestimmte gemeinsame äußere Form des Gottesdienstes, der liturgischen Formen (Messe!)[2]) oder auf eine besondere, universell zu akzeptierende Verfassungsform[3]) gründen. Alle diese Momente werden vom Standpunkt der Allgemeinen Konferenz-Bewegung erst wesentlich, wenn eine innere Einigung vorausgegangen ist. Für sie handelt es sich — im Gegensatz zu der Bewegung für Glaube und Verfassung — in erster Linie um die Begründung eines Gesinnungs-, Lebens- und Werkzusammenhanges zwischen allen Teilkirchen Christi, um den Weg der christlichen Liebe und der Zusammenarbeit an den dringenden gemeinsamen Aufgaben im Dienste der Verchristlichung und Irenisierung der Welt. „Diese Methode ist grundsätzlich praktisch, nicht theoretisch. Alle wahren Jünger können sich in ihr vereinigen.“ (Söd. p. 160.) Es braucht nicht erst auf Gemeinschaft in Lehre und Kirchenverfassung gewartet zu werden, die ohnedies erst, wenn überhaupt, aus der verwirklichten Tat- und Werkeinheit hervorwachsen könnte. Neben allem Trennenden in der Christenheit gibt es ja tatsächlich auch sehr viel Einigendes und Gemeinsames. Man muß es nur sehen, das Schwergewicht darauf legen und mutig daran festhalten. Ist das aufrichtige Verlangen aller wahrhaft gläubigen und wahrhaft hilfsbereiten Christen, ihrem Herrn nachzufolgen, nicht genug? Begründet Christi Kreuz, um das sich alle Christen ohne Unterschied der Bekenntnisse und der theologischen Schulen sammeln und das Geheimnis des Leidens „nicht eine Einheit, so stark und wesentlich, daß sie alle irdischen Unterschiede übersteigt?“ Entquillt nicht auch hier aus dem Mysterium der Verbundenheit von göttlichem Wesen und Leidensnotwendigkeit, aus den letzten religiös-irrationalen Tiefen also, die Möglichkeit, ja die gebieterische Notwendigkeit zu neuen, allumfassenden religiösen Erfahrungen, die über das Rätsel der erlösenden Liebe und des Opfers zu dem der Versöhnung und der Wiedergeburt und letztlich einer wahrhaften

---

[1]) Vergl. Zeitschrift „Die Eiche“ 1925, Nr. 3, Verlag Christian Kaiser, München, mit Arbeiten von Schlatter, Deißmann, Jülicher, v. Harnack, Loofs, A. W. Schreiber, Kaftan, Sigmund-Schultze.

[2]) Über die liturgischen Bewegungen in der Christenheit vergl. die bemerkenswerte Schrift von: Fr. Heiler, „Katholischer und evangelischer Gottesdienst“, Verlag Ernst Reinhardt, München, 1925, 2. Aufl., 72 S., geh. Mk. 1.60 und dort angegebene Literatur.

[3]) Man vergl. Söderbloms Ausführungen über das Bischofsamt „Einigung“ p. 124 ff.

Einigung der seelisch Erneuerten in der streng und ernst genommenen Nachfolge Christi, in dem gott- und liebeserfüllten Dienste an der Welt führen? Söderbloms praktische Initiative ist also, wie an dieser Stelle sichtbar wird, eminent religiös fundiert; es handelt sich keineswegs für ihn um eine bloß „moralische Union“.[1])

Und weiterhin: ist angesichts der Notlage der Welt, der ökonomischen, sozialen, politischen Destruktion, der von ihren eigenen Voraussetzungen aus heillosen internationalen Spannungen und Verwirrungen, der bis in die Wurzeln reichenden Zerrüttung des wirtschaftlichen und des kulturellen Lebens, an der ausnahmslos alle Völker der Erde kranken, angesichts auch der Notlage der Kirchen selbst und ihrer Gefährdung durch materialistische und machtpolitische Gewalten nicht allen christlichen Kirchen der Erde eine kaum übersehbare Fülle von einigenden Momenten, von unabweisbar sich aufdrängenden gemeinsamen Aufgaben gegeben? Gibt es überhaupt noch eine Erlösung aus der allgemeinen Weltnot, wenn nicht vom christlich-versöhnlichen Brudergefühl aus, durch eine entschlossene Gemeinschaft — nicht Zwangseinheit! —, in der ausgeprägtes Individualleben zusammengeschlossen ist durch die Kraft freiwilliger Gesinnung zu gemeinsamem Dienst im Sinne der Gerechtigkeit, ohne jede machtpolitische Aspiration? „Vom christlichen Brudergefühl aus wird vielleicht möglich werden, was vom nationalen, politischen, wirtschaftlichen und sozialistischen Bewußtsein aus unmöglich erscheint.“ (Wallau p. 266), vorausgesetzt, daß es gelingt, es in einer umfassenden Dienstgemeinschaft zu binden, da ja die bloß individuelle Initiative den großen weltumgreifenden Lebensproblemen gegenüber nichts oder wenig auszurichten vermag. Die spezifisch christliche, seelische Antwort auf das Erlebnis unendlichen Leidens in der Welt ist allein die, daß „aus der Not eine Güte hervorgebracht, eine Barmherzigkeit und eine Versöhnung, eine Reinigung, eine Wendung zum Wesentlichen“ (Söd. p. 149) gefunden wird. Diese rein gemüthafte innere Umkehr ist aber nicht das einzige, was dem Christen abgefordert wird. So außerordentlich wichtig der Gesinnungswandel ist, so leer und heillos Tat und Organisation ohne Gesinnung sind, so unerläßlich ist es doch, daß die Gesinnung durch die entsprechende Tat, durch christliches Leben, durch Versöhnlichkeit nach außen und Hilfeleistung sichtbar und fruchtbar gemacht wird. Es genügt nicht, eine christliche Seele und ein Kind Gottes zu sein; man muß auch Bürger und Mitarbeiter im Reiche Gottes[2]) auf Erden sein.

---

[1]) Über weitere einigende Momente: Wallau p. 123—132.

[2]) Die Reichsgottesidee ist im Zusammenhange damit neuerdings vielfach erörtert. Sehr aufschlußreich über die Problematik dieser Frage: Wallau p. 171—213 und p. 294—298.

Was wir, eine zerrissene und kämpfende Menschheit, brauchen, ist Autorität. Die staatlichen und internationalen Institutionen haben versagt. Die Autorität, deren wir bedürfen, könnte uns nur noch geboten werden von einer Gemeinschaft, die nicht auf Interesse, auf Selbstsucht und Gewalt ruht, sondern sich selbst auf eine absolut geistige Autorität gründet. Die einzige geistige Autorität, die uns nach Söd. unsere Gesittung vor Auflösung und Zersetzung bewahren kann, ist Christus und sein Evangelium. Wenn es geschieht, daß die Kirche sich ausschließlich dem Dienste um die Herrschaft Gottes widmet und vor allem anderen sich selbst Christi geistiger Autorität unterwirft, wenn sie selbst Zeugnis ablegt für eine gemeinsame Unterwerfung unter die Macht des Geistes,[1]) so wäre der Welt eine unantastbare und siegreiche autoritative Instanz gegeben.[2]) Wenn also anerkannt ist, daß die Kirche die Pflicht hat, sich von ihrem Standort aus mit den weltlichen Dingen zu befassen und mit der Tendenz auf ihre Verchristlichung Einfluß auf sie zu gewinnen, so ist damit gesagt, daß sie sich auf das genaueste über die weltlichen Probleme zu informieren hat, und daß sie ferner eine feste und eindeutige Stellungnahme zu ihnen, die zurzeit noch durchgängig fehlt, gewinnen muß. Es muß eine klare Theorie über das Verhältnis des christlichen Dienstes zur Tätigkeit des Staates, zur Rechtsordnung und zur Gesellschaftsorganisation, zu den sozialen und ökonomischen Fragen, zu den internationalen Angelegenheiten, zur Friedens-, Abrüstungs- und Völkerbundsfrage herausgebildet werden. Die Kirche muß ein soziales Credo von weltumspannender Tragweite nach den Erforderlichkeiten der gegenwärtigen Situation aufstellen. Als Grundlage hierfür müssen zunächst Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen stattfinden, die geeignet sind, Klarheit über die verschiedenen Einstellungen und über die Besonderheiten der Lage und der Aufgaben der einzelnen Gemeinschaften zu schaffen, das Gemeinsame herauszustellen, Mißverständnisse und Vorurteile zu beseitigen, Einheit in der Mannigfaltigkeit der Ziele zu gewinnen, Richtlinien und Pläne auszuarbeiten und die nötigen Organisationen für ihre Durchführung, insbesondere für die Beschaffung der Mittel zu gründen. Der Förderung dieser Zwecke sollte die Stockholmer Konferenz dienen. Weiterhin sollte sie die letzterstrebten umfassenden Organisationen zum festen Zusammenschlusse aller christlichen Kirchen der Welt vorbereiten.

---

[1]) Hierin liegt eine weitere religiöse-(pneumatologische!) Fundierung des Söderblom'schen Programms im Gegensatz zu dem vorwiegend organisatorisch eingestellten anglo-amerikanischen Protestantismus!

[2]) Eine weitere Nüanzierung des Autoritätsgedankens bei Wallau p. 286 ff!

Was Söd. letztlich zu erreichen sucht, ist die „evangelische Katholizität“[1]), eine christliche geistige allgemeine Vereinigung, die niemanden von vornherein ausschließt, die aber vom Geiste des Evangeliums regiert wird. Der universelle, ökumenische Gedanke „ut omnes unum sint“ ist trotz der Absage Roms nicht aufgegeben. Er muß eben stufenweise verwirklicht werden, zunächst durch Zusammenschluß der protestantischen Gemeinschaften unter sich zum Weltprotestantismus: der Lutheraner und der Reformierten, einschließlich der Presbyterianer, Kongretionalisten, Methodisten, Baptisten, Quäker; weiterhin durch Zusammenschluß des Weltprotestantismus mit der anglikanischen Kirche einerseits und mit den Ost-Kirchen andererseits. Und zwar nicht im Sinne der zeitweiligen Kooperation, sondern als fester Verband; jedoch weder als „administrative Union“, noch als „organische Union“ im Sinne der Fusion (Kanada) oder der Aufsaugung (Rom), sondern als föderativer Zusammenschluß, d. h. als Gemeinschaft zwischen Kirchen, „die Leben und Arbeiten, sowie Glaubens- und Verfassungsposition der einzelnen angeschlossenen Kirchen völlig frei und unangetastet läßt, aber in allen gemeinsamen Angelegenheiten Kräfte und Mittel zu gemeinsamer Initiative eint, die auch ein repräsentatives Bundesorgan besitzt.“ (Wallau p. 300.) Es bleibt daneben Aufgabe, auch die römisch-katholische Kirche schließlich dafür zu gewinnen; vorerst ist nur die Möglichkeit einer gelegentlichen Kooperation römisch-katholischer Kreise außerhalb des offiziellen kirchlichen Rahmens gegeben.

Der Stockholmer Konferenz war somit auch die Aufgabe gestellt, die Grundlagen für die Errichtung eines ständigen Oekumenischen Kirchenrates zu schaffen, eines Bundesrates, in dem die ganze Christenheit vertreten sein soll. Die Mitglieder sollen sich aus ernannten und aus auf breitester demokratischer Basis Gewählten zusammensetzen. Machtmittel sollen dem Kirchenrate jedoch nicht zur Verfügung stehen; sein Einfluß soll sich lediglich auf geistige Autorität gründen.

Weiterhin sollte die Konferenz die Voraussetzungen für die spätere Einberufung eines ökumenischen Konziles für praktisches Christentum schaffen, das seinerseits zu arbeiten hätte für das Zustandekommen einer universalen Föderation zwischen allen Kirchen Christi im obengenannten Sinne, in welcher sich die „evangelische Katholizität“ sichtbar darstellen könnte. Der Stockholmer Konferenz kommt also selbst noch keine abschließende, sondern auch nur eine vorbereitende, wenn auch in sehr weitreichendem Maße, Bedeutung zu.

---

[1]) Auch dieser Begriff ist mannigfach erörtert und verschieden definiert worden: Söd. Vorlesung in München 1923; ferner Fr. Heiler, „Das Wesen des Katholizismus“, München 1923, p. 92 folg., Hermelink, „Kath. und Prot. i. d. Gegenwart“, Gotha 1923, verändert in 2. Aufl. 1924, Frick, „Theologische Blätter“ Nr. 7, 1923, Th. Kaftan in „Eiche“ 1925/3, p. 65—72, Wallau, p. 306—315.

Ihren verschiedenen Aufgaben entsprechend, umfaßte das Programm der Stockholmer Konferenz[1]) sechs große Themengruppen: Es sollte zunächst einmal unter Gruppe 1 Klarheit geschaffen werden über die Pflichten der Kirche angesichts des göttlichen Weltplanes; jeder Sektion war vollständig freigestellt, das Thema auf ihre eigene besondere Weise zu behandeln, dabei sollten jedoch die strittigen Fragen des Glaubens und der Verfassung ausgeschlossen und der Nachdruck auf die sittlichen und geistigen Seiten des Themas gelegt werden, wobei der internationale Charakter der Probleme im Auge behalten werden mußte.

Die Themengruppe 2 behandelte das Verhältnis der Kirche zu den ökonomischen und industriellen Problemen. Es sollte die Bestimmung der Industrie, wie der Christ sie auffaßt, untersucht werden, und besonders die Art, wie unsere modernen Einrichtungen ihr Personal benutzen. Ferner sollte der christliche Standpunkt gegenüber dem modernen Wettbewerbssystem fixiert werden. Weiterhin sollte untersucht werden, ob und wie weit eine christliche Einflußnahme auf das moderne Wirtschaftssystem möglich ist, welche Hindernisse dem christlichen Gedanken hier im Wege stehen oder ihn unterdrücken und welche Bemühungen angestellt wurden, diese Hindernisse zu überwinden. Schließlich sollten die Schritte erwogen werden, die angesichts dieser Problemgruppe zunächst zu unternehmen sind.

Der Punkt 3 des Programms umfaßt die Stellung der Kirche zu den sozialen und moralischen Problemen. Hier handelte es sich darum, die christliche Auffassung der Familie und des häuslichen Lebens festzustellen und im Anschluß daran die Wohnungsfrage zu erörtern, ferner die Beziehung der Geschlechter, die Stellung der Frau, das Sinken des moralischen Niveaus, die Ehescheidungsfrage, die Lage der Jugend, insbesondere die Gefahren und Entwicklungsmöglichkeiten der Jugendbewegung von christlichem Standpunkt aus zu behandeln. Im Zusammenhang mit der Berufsfrage sollte über Erholungszeit und über die von der Kirche zu bekämpfenden Übelstände bei einer falsch angebrachten Muße (Unmäßigkeit, lasterhafte Vergnügungen usw.) verhandelt werden. Den Problemen des Verbrechens und des Strafrechts gegenüber sollte eine christliche Auffassung der Strafe und des Strafvollzuges festgesetzt werden. Schließlich sollte die Rolle der Kirche in der sozialen Arbeit und der sozialen Reform untersucht werden.

Die 4. Themengruppe umfaßt die Stellung der Kirche zu den internationalen Beziehungen. Hier sollte die christliche Auffassung vom Staate erörtert werden, das Verhältnis vom

---

[1]) Ausführlich in Erich Stange „Vom Weltprotestantismus", p. 72—77.

Staat und Kirche, die Minoritätenfrage und das christliche Ideal internationaler Beziehungen, angewandt auf Staaten und auf Rassen. Schließlich sollten die praktischen Möglichkeiten zur Zusammenarbeit im aufbauenden Sinne ergründet werden, der christliche Standpunkt gegenüber Streitigkeiten zwischen Nationen, insbesondere gegenüber dem Kriege und über die Verpflichtung der Kirchen zur Schaffung von Organisationen für internationale Verständigung und Freundschaft.

Die Themengruppe 5 behandelt die Fragen der christlichen Erziehung. Es sollte festgestellt werden, was die bestehenden Anstalten für die christliche Erziehung leisten und welche Haltung der Christ den neuen pädagogischen Bestrebungen gegenüber einzunehmen hat. Es sollte ferner der christliche Standpunkt gegenüber dem Elementarunterricht, dem höheren Unterricht und den Universitäten festgestellt werden und weiterhin untersucht werden, was Kunst, Literatur, Presse und Wirtschaftsleben als Erziehungsfaktoren leisten resp. nicht leisten können.

Der letzte Punkt des Programms stellt die Methoden kooperativer und föderativer Bestrebungen bei christlichen Gemeinschaften zur Diskussion. Hier soll insbesondere ergründet werden, welches der wirksamste Weg ist, die von den Kirchen erstrebten Ziele zu erreichen, auf welche Organisationen man sich dabei stützen kann, in welcher Weise diese zu stärken und zu ergänzen wären und wie schließlich der aufbauende christliche Gedanke der verschiedenen Kirchen und Länder propagiert und vereinheitlicht werden kann.

Wertvolle Vorarbeit für die Erörterung dieser Fragen und die Gewinnung fester Stellungnahmen zu ihnen ist in den Verhandlungen nationaler Teilkonferenzen geleistet worden. Ganz besonders verdient hat sich die auf einer dreijährigen umfassenden und mustergültigen Vorarbeit beruhende große englische Copec-Konferenz, April 1924, in Birmingham (Conference of Christian Politics, Economics and Citizenship)[1]) gemacht, auf der 1600 Abgeordnete und viele Ausländer, Vertreter aller kirchlichen Gruppen, außer Rom, aller Wissenschaften, der Technik und der Industrie, des Handels und der Arbeiterschaft in großer Einmütigkeit über die wesentlichen Fragen des politischen, sozialen, ökonomischen und ethischen Lebens unter christlichem Gesichtspunkt verhandelten. In Amerika hat Dezember 1924 eine Teilkonferenz in Buffalo stattgefunden.

Als deutsche Vorbereitung[2]) (erst 1922 ist das kirchliche Deutschland offiziell der Einigungsarbeit beigetreten), müssen die Verhand-

---

[1]) Konf.-Bericht, Verlag Longmanns, Green & Co., London 1924.

[2]) Vergl. d. Hefte d. Zeitschr. „Die Eiche" u. d. Hefte d. seit Jan. 25 erscheinenden Zeitschr. „Zeitwende", Verl. C. H. Beck, München u. d. neue kirchliche Rundschau d. Kirchenbundes „D. ev. Deutschland".

lungen des Deutschen evangelischen Kirchentages in Bethel, Juni 1924[1]), angesehen werden, weiterhin die bedeutungsvolle Tagung der Deutschen Vereinigung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit in Stuttgart, September 1924[2]), und die Lauensteiner sozial-ethische Tagung deutscher Jugendbünde, Juni 1925.[3])

Über die Vorarbeit, die von der offiziellen deutschen Delegation für ihr Referat über die wirtschaftlichen und sozialen Probleme geleistet worden ist, ist leider nichts bekannt gegeben worden.

Auf der Konferenz selbst hat sich gezeigt, daß der Weg zur Einheit der Kirchen auch im Sinne Söderbloms und des Konferenzprogrammes noch weit ist. Das Programm selbst konnte nicht im vollen Umfange erledigt werden. Eine Fülle von Spannungen und Gegensätzen sind zutage getreten, die jedoch nicht als unüberwindlich gelten können, überdies durch unleugbare Fortschritte in der Auffindung des Gemeinsamen und der gegenseitigen Annäherung gemildert werden.[4])

Es ist jedenfalls weder Optimismus noch Pessimismus am Platze, sondern lediglich mutige und geduldige Weiterarbeit, für die besonders die Kreise der Jugend in allen Ländern aktiv gemacht werden sollten. Ein Bericht und ein abschließendes Urteil über die Stockholmer Arbeit kann zurzeit noch nicht gegeben werden, da bisher weder eine offizielle Veröffentlichung noch eine umfassende Schilderung von seiten prominenter Teilnehmer vorliegt.[5]) Auf die Darstellungen in den Tageszeitungen ist in dieser Hinsicht gar kein Verlaß.

---

1) Vergl. „Die soziale Botschaft d. ev. Kirche", Ev. Preßverb. Berl. 24.

2) Vorträge d. Sttg. Jahresvers. 1924, herausg. v. Siegmund-Schultze, Chr. Kaiser, München, 24, bes. d. Rede v. Schoell.

3) Akademisch-Soziale Monatsschrift, 9. Jahrg. 1925/26, Heft 1, Jena. Höchst wichtig sind die Veröffentl. d. Olaus-Petri-Stiftung, Upsala, über die Einigungsfrage, bisher 10 Bde., d. d. einzelnen Länder behandeln u. ein Eröffnungsbd. „Einiges Christentum".

4) Die innere Problematik der Einigungsbestrebungen stellt ausgezeichnet dar: Wallau p. 214 ff. Einzelnes hat dazu auch zu sagen: Erich Stange in der erwähnten Schrift. Über die schwierige Stellung, insbesondere der Deutschen, ebenfalls ausgezeichnet, Wallau p. 224—52.

5) Siegmund-Schultze hat für den Evang. Preßverband für Deutschland, Berlin, einen ausführlichen Bericht über die Konferenz geliefert, der aber bisher noch nicht gedruckt vorliegt. Von demselben Verfasser ist eine kritische Stellungnahme zu den Ergebnissen der Konferenz im Heft 4 der Zeitschrift „Die Eiche" zu erwarten, das aber nicht vor Oktober d. Js. herauskommen dürfte.

Streiflichter

Freimaurertum und Weltkrieg. Das bekannteste und gelesenste Buch über die Freimaurerei ist immer noch das Buch von Friedrich Wichtl: Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges. (München I. F. Lehmanns Verlag, XVI, 293 S.) Die vorliegende neunte Auflage umfaßt das 41.—43. Tausend, das Buch zählt also zu den verbreitesten Neuerscheinungen der letzten Jahre. Es verdankt seine Beliebtheit vor allem seinem Titel, der geschickt auf die Wißbegierde und Neugierde seiner Leser berechnet ist. Wer möchte nicht gern von der geheimnisvollen Gesellschaft der Freimaurer erfahren, und wer möchte nicht gern wissen, wem wir all das Unglück des Weltkrieges und der Nachkriegszeit zu verdanken haben? Wichtl weiß es und verrät es der aufhorchenden Mitwelt: den Juden und den Freimaurern. Über 5000 Notizen hat Wichtl zusammengebracht, um nachzuweisen, daß an dem entsetzlichen Blutvergießen nicht die Deutschen schuld sind, sondern „jene dunkle, geheimnisvolle Macht, die wir kurz „Weltfreimaurerei" nennen, hinter der sich niemand anders als das Weltjudentum als unsichtbarer Lenker des Schicksals aller Völker und Staaten verbirgt." Es lohnt nicht, auf Einzelheiten der Darstellung einzugehen, zu sehr ist Wahrheit und Irrtum, Wirklichkeit und Phantasie gemischt. Im ganzen aber mehr Dichtung als Wahrheit, mehr Phantasie als Wirklichkeit. Dem Verfasser ist nicht zu helfen, er ist zu sehr verstrickt in seinen Haß gegen Judentum und Freimaurerei, den Lesern aber, die an Wichtls „Enthüllungen" glauben, ist auch nicht zu helfen, denn gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. —

Nicht ganz so wild gebärdet sich Dr. Josef Hoser in seinem Buche Freimaurerei, Neuheidentum und Umsturz im Hinblick auf Ursprung und Ziel der Freimaurerei, dargestellt an Swinburnes Neuklassizismus. (Regensburg 1922, Verlagsanstalt G. I. Manz, XII, 171 S.) Er kommt von der Literatur, hatte in München mit einer Arbeit über: Swinburnes Klassizismus im Lichte der freimaurerischen Weltanschauung promoviert, entwickelt eine außerordentliche Belesenheit, aber auch er endet bei der Politik, auch ihm ist als Frucht seines Studiums die Erkenntnis geworden: „Daß nicht 26 Nationen, sondern 26 freimaurerische Regierungscliquen gegen uns in den Krieg eingetreten sind". Dem Buche fehlt aber das Demagogische und Agitatorische, das Wichtls Werk auszeichnet. Wer sich über Swinburne unterrichten will, über seine Werke und Vorbilder, wird mancherlei Interessantes finden, wer sich aber mit Freimaurerei beschäftigen will, der greife lieber zu reineren ungetrübteren Quellen.

Recht empfehlenswert ist für diesen Zweck das Buch von Otto Wernekke: Goethe und die Königliche Kunst. (Verlag Alfred Unger, Berlin 1923, zweite durchgesehene Auflage, VIII, 167 Seiten.) Der Verfasser bemüht sich, in seiner Darstellung nur Tatsachen mitzuteilen, nicht bloße Vermutungen. Er schildert Goethes Eintritt in die Loge Amalia, teilt Briefe, Urkunden, Gedichte, Logenreden und Logenlieder mit und ermöglicht es so dem Leser, sich ein eignes Urteil über Loge und Logenleben zu bilden. Das inhaltreiche, mit zehn Bildern geschmückte Bändchen zeigt uns eine

Seite aus dem Leben Alt-Weimars, das in den großen Literatur- und Kulturgeschichten aus begreiflichen Gründen meist zu kurz kommt. Dabei hält sich die Darstellung streng an das Aktenmaterial, gibt alles, was von Goethe herrührt, möglichst vollständig seinem Wortlaute nach wieder. Wer sich also ein eignes Urteil über die Bedeutung der Freimaurerei bilden will, wird in dem Buche mancherlei finden.

Da Wichtl und Hoser so viel von der Macht und dem Einfluß der Freimaurer fabeln, war es ein guter Gedanke des köllnischen Freimaurers Dr. Hans Wilhelm Pinkow, in sieben ethisch-geschichtlichen Vorträgen „Macht und Einfluß der Freimaurer“ darzustellen. (Hamburg 1922, 149 S., Vera-Verlag.) Er zeigt, „wieviel heilsamer Einfluß von einem Bunde ernster, immer strebend sich bemühender Männer ausgegangen ist, den böswilliger Haß und krankhafte Verleumdungssucht gern als den Quell alles Übels unserer Zeit hinzustellen geneigt sind.“ In formvollendeter, packender Rede zeigt Pinkow den Einfluß freimaurerischer Gedanken auf weltgeschichtliche Begebenheiten, schildert die Freimaurerei als Hochschule des Idealismus, führt uns ein in die Sprache der Symbole, spricht über das Licht in der Natur, im Menschengeiste und im Menschenherzen, deutet Lessings Kritik an der Freimaurerei in ihrer Bedeutung für die Gegenwart, weist auf die Zeichen der Zeit für die Freimaurerei hin und stellt zum Schluß Weltbürgertum und Humanität in Vergangenheit und Gegenwart dar. Das sind Gedankengänge, die in der deutschen Freimaurerei lebendig sind, die Umschau halten nach neuen ethischen Zielen, nach lebenswerten Gedanken, die sich in gute Taten, in eine bessere Menschlichkeit umsetzen, nicht aber in Weltrevolution und Heidentum.

Heinz.

Aus alten und neuen Büchern.

Aus Georg Burckhardt, Heraklit, Orell-Füßli-Verlag, Zürich-Leipzig.

Die Erwachten haben eine und eine gemeinsame Welt; bei den Schlafenden aber wendet sich ein jeder seiner eigenen zu.

*

Vielwisserei lehrt nicht Verstand, Geist, Einsicht haben.

*

Doch schlechte Zeugen sind den Menschen Augen und Ohren, wenn sie barbarische Seelen haben.

*

Die Augen aber sind genauere Zeugen als die Ohren.

*

Kämpfen soll das Volk um das Gesetz, (die richtige Ordnung) gleich wie um eine Mauer.

*

Überhebung, Anmaßung, Übermaß muß man auslöschen mehr und lieber als eine Feuersbrunst.

Die, welche mit Einsicht reden, müssen sich stark machen in dem, was für alle gilt, wie die Stadt durch das Gesetz und noch viel stärker: denn genährt werden alle die menschlichen Gesetze von Einem, dem göttlichen: denn es herrscht soweit wie es will und es tut allem Genüge und überlegen obwaltend umschließt es alles.

*

Diese Welt hier, die selbige aller Dinge, hat weder einer der Götter noch der Menschen geschaffen, sondern sie war immer und ist und wird sein immer-lebendiges Feuer, sich entzündend nach Massen und verlöschend nach Massen.

*

Bei einem Fluß ist es nicht möglich hineinzusteigen zweimal in denselben — auch nicht ein sterbliches Wesen zweimal zu berühren und zu fassen in seinem Gehaben, (in seinem Verhalten, in seiner Beschaffenheit) — es zerfließt und wieder strömt es zusammen und kommt her und geht fort.

*

Ein Weg hinauf hinab ist einer und derselbe.

*

Glänzende trockene Glut — klarste, weiseste, beste Seele.

*

Ich suchte und erforschte mich selbst.

*

Der Seele ist eigen der Gedanke (Logos), der sich selbst mehrt.

*

Wenn du zu der Seele Grenzen gehen willst, wirst du sie nicht ausfinden können, auch wenn du jeden Pfad hinschreitest, so tiefen Grund (Logos) hat sie.

*

Der Charakter ist dem Menschen Dämon oder Gott.

*

Kinderspiele — die menschlichen Wahngedanken und Meinungen!

*

Der Lauf der Welt — Ein Knabe beim Brettspiel; dem Kind ist das Reich und die Herrlichkeit!

*

Kampf ist aller Dinge Vater, aller Dinge König, und die einen erweist er als Götter, die andern als Menschen, die einen macht er zu Sklaven, die andern zu Freien.

*

Wissen aber muß man, daß der Krieg ein Gemeinsames ist und Verbundenheit, und daß der Streit das Recht bringt, und daß alles erzeugt wird, erwächst und geschieht nach Zwiespalt und zwieträchtigerweise und nach gegenseitigen Bedürfens Notwendigkeit.

*

Die Bildung ist zweite Sonne denen, die erzogen sind.

Aphorismen aus Schillers Briefen. „Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt — dieses Vermögen ist die Zeit. Eine gewissenhafte sorgfältige Anwendung dieser kann erstaunlich viel aus uns machen. Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die unser Eigentum ist, und ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit von Außendingen, sich selbst alle Güter des Lebens erwerben zu können. Mit welchem Rechte können wir das Schicksal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als andre begünstigte? Er gab uns Zeit und wir haben alles, sobald wir Verstand und ernstlichen Willen haben, mit diesem Kapitale zu wuchern.“ (1787)

*

„Simplizität ist das Resultat der Reife.“ (1788.)

*

„Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich soviel reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“ (1788.)

*

„Mit je weniger Menschen man lebt, desto mehr bedarf man dieser wenigen.“ (1788)

*

„Wie ungerecht kann man sein gegen andre und wieviel hätte man sich selbst zu vergeben!“ (1788)

*

„Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergalerie wieder gut machen können; auch mittelmäßige Menschen wirken.“ (1788)

*

„So viel treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleists Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.“ (1788)

*

„So sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie teuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen!“ (1788)

*

„Intoleranz gegen andre Menschen ist eine Klippe, an der besonders gerne die Menschen von Charakter und zartem Gefühle scheitern.“ (1788)

*

„Was ist das Leben der Menschen, wenn ihr ihm nehmt, was die Kunst ihm gegeben hat? Ein ewiger aufgedeckter Anblick der Zerstörung. Ich finde diesen Gedanken sogar tief, denn wenn man aus unserem Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfnis; und was ist das Bedürfnis anders, als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang?“ (1789)

„Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.“ (1789)

*

„Blos die Standhaftigkeit und Beharrlichkeit besiegt Hindernisse und macht uns zu dem, was aus uns werden kann.“ (1790)

*

„Das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen ist moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.“ (1793)

*

„Man kommt mit jedem Tag mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen.“ (1793)

*

„Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte, als ihre Freiheit.“ (1793)

*

„Alle Erweiterung in der Kunst muß vom Genie kommen; die Kritik führt bloß zur Fehlerlosigkeit.“ (1794)

*

„Sind es denn die Menschen wert, daß ein gescheiter Mann ihretwegen sich aufsetzte, seinen Verstand zu verlieren? Wahrhaftig sie sind es nicht.“ (1795)

*

„Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch.“ (1795)

*

„Man glaubt oft, mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität, aber außerdem, daß man nur durch die letztere sich selbst genug zu tun imstande ist, so ist auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vorteil zu erwarten.“ (1795)

*

„Der Realist kann gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht sein, denn er kann ihn niemals begreifen.“ (1796)

*

„Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mitteilung und im Bedürfnis der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es gibt sogar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte.“ (1798)

*

„Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels.“ (1803)

Bücherbesprechungen

Philosophie und Psychologie.

Franz Brentano, „Versuch über die Erkenntnis", Verlag Felix Meiner, Leipzig.

In dem hier vorliegenden Bande der philosophischen Bibliothek hat der Herausgeber eine Reihe von Schriften Brentanos aus dem Nachlaß unter dem Titel „Versuch über die Erkenntnis" vereinigt. Es ist fraglich, ob er damit Brentano einen Gefallen getan hat, denn dadurch werden in Erinnerung an Locke und Berkeley große Erwartungen geweckt, welche dann in dem Buche doch nicht voll erfüllt werden. Der Herausgeber sagt selber im Vorwort, daß diese Schriften, die aus den letzten zwei Jahrzehnten bei Brentano stammen, durch den eigentümlichen Gegensatz zwischen der Reife des Inhalts und dem provisorischen Charakter der Darstellung den aristotelischen Schulschriften gleichen. Wenn man von diesem Schönheitsfehler absieht, so ist das in dem Bande gebotene an und für sich recht interessant wegen der scharfen Herausarbeit des empiristisch-psychologischen Standpunktes.

Wer selbst etwa Anhänger der Kantischen Philosophie oder einer ähnlichen Richtung ist, kann aus den Vorlesungen Brentanos mancherlei lernen. Die beigegebenen Anmerkungen sind zweckentsprechend. Die Ausstattung des Buches ist zu loben.

Artur Buchenau.

Eduard Spranger, „Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule", 2. Auflage. B. G. Teubner, Leipzig 1925, 76 S., geh. Mk. 2.60.

Sprangers Jenenser Rede auf der Versammlung der Philologen und Schulmänner von 1921 wird hier in unverändertem Wortlaut wiedergegeben, weil sie den Stand der Geisteswissenschaften, wie er damals war, gleichsam durch einen Querschnitt zur Anschauung bringen soll. In den Anmerkungen sind diesmal alle wichtigen Arbeiten, die zur Sache gehören, teils nur mit dem Titel, teils mit kurzer Charakteristik des Standpunktes angeführt. Die kleine Schrift Sprangers mit der stilistisch so sehr feinen Vorrede (Aufruf an die Philologie) ist auch heute noch sehr lesenswert und voller Anregungen für den Schulmann wie für den Gelehrten.

Artur Buchenau.

Georg Burckhardt. Heraklit. Seine Gestalt und sein Künden. Einführung — Übertragung — Deutung. Verlegt bei Orell Füßli in Zürich, 1925, 85 Seiten.

Burckhardt bietet hier im Unterschiede von Diels eine rhythmische Heraklit-Übertragung, die auch in der Anordnung manch Neues bringt. Dazu kommt eine vortreffliche Einleitung und Deutung der Lehre des Philosophen, dessen kritischen Tiefsinn B. bewundert, ohne in den Fehler zu verfallen, eine „Logoslehre" hineinzugeheimnissen.

A. Buchenau.

R. Waldvogel. Auf der Fährte des Genius. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1925, 119 Seiten, Mk. 6.— geb.

Diese „Biologie Beethovens, Goethes und Rembrandts" setzt sich das Ziel, die geniale Persönlichkeit physiologisch, ja medizinisch „abzuleiten". Ähnliches ist seit Taine oft versucht worden, wird aber wohl stets mißlingen, denn gewisse conditiones sine quibus non beweisen noch nichts für die eigentlichen, fruchtbaren Quellen des Genies. Der Verfasser trägt allerlei interessantes Material zusammen, und darin wird man den Wert seines Buches zu suchen haben. B.

Friedrich Strecker „Die Entwicklungslinie der Menschheit". Grundzüge einer Weltauffassung. (Slg. Wissenschaft und Bildung. Nr. 212) 130 S. Geb. Mk. 1.60. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Unter kurzer, kritischer Erörterung der einschlägigen Theorien stellt Str., ausgehend von der Entwicklung des Kosmos, seine Lehre von der Entwicklungsrichtung der anorganischen und der organischen Natur dar und sucht in knappem Rahmen die Entwicklungsursachen für den kontinuierlichen Aufbau der Organismenwelt aufzuweisen. Vier weitere Abschnitte behandeln die Entwicklung vom Urmenschen zum Menschen und die des Gesellschafts- und Kulturlebens. In den meisten Partien wird die Schrift auch denjenigen lebhaft interessieren, der den psychologischen Theorien des Verf. nicht zustimmen kann. („Die Seele ist eine funktionelle Beziehung (sic!), die durch die Bewußtseinstätigkeit (! Was wäre also das „Bewußtsein" im Unterschiede von der „Seele"?) ausgeübt (sic!) wird..." S. 104. — ferner: Versuch einer Kombination zwischen den Theorien des psychophysischen Parallelismus und der Wechselwirkung), und der die metaphysischen Dogmen Strs., den „unendlichen Geist als letztes (sic!) Endergebnis der Entwicklungslinie des Lebens" — (man vgl. zu der Frage der Möglichkeit einer Fortentwicklung über den gegebenen Status hinaus etwa Ehrenberg „Theoretische Biologie" Berlin, Springer 1924) und die Auffassung des Verf. vom „Sinn des Weltganzen", der daraus folgenden „Aufgabe der Menschheit" und von der Bedeutung des Christentums ablehnen muß.

Eva Wernick.

Naturwissenschaften.

Carl Störmer „Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome". Deutsch von J. Weber. Mit 65 Abbildungen. 195 S. Geh. Mk. 5.—, Halbleinen Mk. 6.—. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1925.

In sehr fesselnder Weise erzählt der norwegische Forscher von den wichtigsten Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft, der Astronomie, Astrophysik und Physik der Atome. Er führt zunächst in die Region des „unfaßlich Großen"; bis in die fernsten Weiten des Weltraumes (erreichbar erst in vielen Millionen von Jahren bei einer Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde!) leitet der Bericht von den großartigen Forschungsergebnissen über Riesensterne, Doppelsterne, Sternhaufen, Spiralnebel usw. Besonders interessant sind die Kapitel über das Nordlichtproblem, um dessen Lösung sich der Verf. selbst große Verdienste erworben hat. — Die Ab-

schnitte über die „Welt des unfaßlich Kleinen“, der Moleküle und Atome, (Durchmesser eines Wasserstoff-Atoms: ein zehnmillionstel Millimeter! Auf ein Gramm Wasserstoff gehen sechshunderttausend Trillionen Wasserstoff-Atome, von denen jedes ein Sonnensystem im Kleinen ist!) geben höchst lehrreiche Einblicke in die Erschließung eines bis zur Jahrhundertwende ungefähr unzugänglichen Gebietes, in die außerordentliche Entwicklung der Wissenschaft in dieser Sphäre und in die Fülle der Aufgaben, die noch der Lösung warten. Zahlreiche Abbilder, besonders die Tafel mit Atom-Modellzeichnungen nach Niels Bohr, die Skala der Äther-Schwingungen und die Skala der Dimensionen in der Welt unterstützen die um größtmögliche Klarheit und Anschaulichkeit erfolgreich bemühten Ausführungen. Die so anziehende und anregende Art der Darstellung läßt bedauern, daß das Buch nicht mindestens doppelt so umfangreich ist; St. dürfte der berufene Mann sein, den nicht-fachkundigen Interessenten auch noch gemeinverständliche Einführungen in andere Fragen der zeitgenössischen exakten Naturwissenschaft zu geben: ich denke an genauere Erörterungen über die Atomstrukturlehre und ihre Problematik, über verschiedene Probleme der Kristallographie, über Plancks Quantentheorie, über die Relativitäts-Theorie usf.

Eva Wernick.

Günther-Schulze, Über die dielektrische Festigkeit. 1924. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München.

Das für den Fachmann bestimmte Bändchen der „Lebenden Bücher“ zeichnet sich durch Schärfe der Grundbegriffe, genaue Definitionen und kritische Prüfung der vorliegenden Versuchsergebnisse aus. Der Verfasser weist wiederholt darauf hin, daß gerade auf diesem Gebiete der Praktiker bisweilen ganz etwas anderes mißt, als was er zu messen glaubt. Er zeigt auch, daß hier sowohl auf theoretischem wie auf experimentellem Gebiete noch erhebliche Lücken auszufüllen sind. Für die dielektrische Festigkeit der Flüssigkeiten gibt der Verfasser als erster eine Arbeitshypothese, die durch zukünftige Versuche geprüft werden muß.

M. Zacharias.

Geschichte.

Eine „Würdigung“ von Delbrücks Weltgeschichte.

Vorbemerkung der Redaktion.

Wir geben dieser Entgegnung gern Raum, da sie einen unerhörten, überaus leichtfertigen Angriff auf Ruf und wissenschaftliche Ehre eines des angesehensten deutschen Historiker abwehren will.

Es ist im höchsten Maße zu bedauern, daß eine solche, auch sonst durchaus unzulängliche Kritik überhaupt, und noch dazu in einem so angesehenen Fachorgan wie die Historische Zeitschrift, erscheinen durfte.

S. Mette.

In Band 132 Heft 1 der Historischen Zeitschrift findet sich eine Besprechung des ersten Bandes der Delbrückschen Weltgeschichte von dem Frankfurter Professor Matthias Gelzer. Die Besprechung ist so gehalten, daß sie jeden, der Delbrück und sein Werk kennt, zu schärfstem Widerspruch herausfordern muß.

Gelzer erkennt die Notwendigkeit einer Weltgeschichte an, weiß auch, daß es für einen Gelehrten ein großes Wagnis bedeutet, wenn er sich an eine Aufgabe von fast unüberwindlicher Schwierigkeit heranmacht. Nach

Gelzer bedrohen den Historiker der Weltgeschichte zwei Arten von Gefahren: die des Steckenbleibens in bloßer Kompilation und die der gewaltsamen Konstruktion. Er wirft Delbrück vor, der zweiten Gefahr erlegen zu sein. Seine Behauptung geht dahin, Delbrück habe ohne genügende Kenntnis der Quellen sein Werk verfaßt. Er gibt zwar zu, daß Delbrück auf dem wichtigen Teilgebiete der kriegswissenschaftlichen Studien aus den Quellen geschöpft hat, bestreitet dies aber für wichtige Partien anderer Art, darunter auch für solche Abschnitte, in denen Delbrück selbständige Forschungsergebnisse vorträgt, z. B. für die Behandlung des Zusammenbruches der Antike. Nun ist von vornherein klar, daß niemals ein Historiker alle überhaupt vorhandenen Quellen wird durchlesen können, selbstverständlich ist ein Mann, der über die ganze Weltgeschichte schreiben will, vielfach genötigt, nicht unmittelbar aus den Quellen, sondern aus zweiter Hand zu schöpfen, wozu wäre denn auch die Detailarbeit der Spezialforscher da, wenn sie nicht als Grundlage betrachtet werden dürfte? Für weitgehende Teile, und nicht bloß kriegsgeschichtliche Abschnitte, hat überdies Delbrück eingehende Quellenarbeit geleistet. Natürlich kann Delbrück in einer zusammenfassenden Darstellung nur die Ergebnisse seiner Forschung vortragen, zu einer speziellen Einzeluntersuchung ist eine weltgeschichtliche Darstellung nicht geeignet. Gleichwohl ist man häufig erstaunt, wie es Delbrück gelingt, oft bis ins Einzelne gehende Darbietungen zu geben. Wenn aber Gelzer behauptet, daß Delbrück die Quellen geringschätzt, so erhebt er damit gegen einen Historiker einen Vorwurf von so drückender Schwere, daß dieser, wäre der Vorwurf gerechtfertigt, damit ein für alle Male gerichtet wäre. Gelzer hätte sich gerade für die von ihm angezogene Frage leicht davon überzeugen können, wie gewissenhaft Delbrück die Quellen der römischen Kaiserzeit studiert hat, wenn er die einschlägigen Partien in der Geschichte der Kriegskunst nachgelesen hätte. Delbrück belächelt nicht die Gelehrten, die sich um die Erforschung der Quellen bemühen, denn er tut das selbst, andernfalls wäre er auch gar nicht ernst zu nehmen, aber er weiß, daß eine bloß philologische Quellenkritik nicht genügt, sondern dazu die Sachkritik hinzukommen muß. Delbrück hat seine Methode in den vier starken Bänden seines Hauptwerkes durchgeführt und ihre Fruchtbarkeit gezeigt; er hat, methodisch gesprochen, den wesentlichsten Fortschritt gemacht, den die Historie seit Ranke vollbracht hat. Man wird nicht umhin können zu behaupten, daß Gelzer angesichts dieses Tatbestandes in wenig sorgfältiger, geradezu leichtfertiger Weise über ein Werk aburteilt und es ironisiert, das um seiner Singularität willen es verdiente, aufs gründlichste studiert zu werden.

Auch sonst hat sich Gelzer die Besprechung leicht gemacht. Er vermißt eine Würdigung der Eigenbedeutung der Jahrhunderte, die vom Altertum zum Mittelalter führen. Diesem Thema sind aber eine ganze Reihe von Kapiteln im zweiten Bande gewidmet, den Gelzer bei gewissenhaftem Vorgehen hätte einsehen müssen. Da ist z. B. in ausführlicher Breite auseinandergesetzt, daß Konstantin das römische Reich durch das Bündnis mit der Kirche neu fundiert hat. Da ist auch die Rede davon, warum das oströmische Reich noch ein Jahrtausend länger bestanden und maßgebend gewirkt hat als Westrom. Der Abschnitt über die Völkerwanderung be-

antwortet die Frage, warum im 4., 5., 6. Jahrhundert der Ansturm der Germanen nicht mehr aufgehalten werden kann. Die innere Entwicklung der römischen Verfassung ist dort mit aller nur wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt. Der Leser von Gelzers Besprechung muß aber den Eindruck gewinnen, daß Delbrück die Probleme dieser Jahrhunderte überhaupt nicht kennt, geschweige denn zu ihnen Stellung nimmt.

Nach Gelzers Darlegungen hat man den Eindruck, als ob Delbrück über die innere Organisation des Kaiserreiches nicht mehr als neun Zeilen zu schreiben wisse. Dabei enthält in Wahrheit der erste Band der Weltgeschichte eine ganz neue und eigenartige Auffassung der römischen Verfassungsgeschichte. Die Klippe, an der Mommsen gescheitert ist, hat Delbrück glücklich umschifft. Er hat überhaupt erst durch die Aufzeigung des kontinuierlichen Zusammenhanges der römischen Verfassungsformen eine Würdigung der Kaiserzeit ermöglicht. Er hat das Wesen des römischen Imperiums überhaupt als erster erfaßt; Gelzer sagt aber mit verhaltenem Lächeln über Delbrücks Kaisergeschichte, daß sie in Klatsch- und Hofgeschichte ausarte.

Gelzer meint zwar, Delbrücks Verdienst auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte sei allgemein anerkannt, er will sich aber doch durch den allzu sicheren Ton nicht einschüchtern lassen. Er glaubt, Delbrück habe in übertriebener Reduktion die Zahl der Xerxesschen Krieger auf 15 000 angegeben. Er will ihn damit schlagen, daß Delbrück selber dem Antonius 100 000 Mann zubilligt. Das ist genau so überzeugend, wie wenn ein Kritiker der Neuzeit sagen wollte, weil im Weltkriege Millionenheere gekämpft haben, können in der auch etwa 400 Jahre zurückliegenden Reformationszeit nicht wenige Tausend Mann einander gegenübergestanden haben. Die schwächliche Art, Delbrücks sachliche Einwände z. B. gegen die antiken Millionenziffern als berechtigt hinzunehmen, sich aber doch an die überlieferten Zahlen zu klammern, ist der Grund, weswegen Delbrück gegen einen so verdienstvollen Forscher wie Eduard Meyer und auch andere Professoren an manchen Stellen heftig wird.

Gelzer bemängelt auch die subjektive Auswahl des Stoffes. Er versteht nicht, daß man sechs Seiten der Schlacht bei Marathon widmen kann. Nun sind diese Seiten aber mit grundsätzlichen Erörterungen über die militärischen Verhältnisse im Zeitalter der Perserkriege ausgefüllt, so daß der der eigentlichen Schlachtschilderung zugefallene Teil — übrigens ein stilistisches Meisterstück — kaum als übermäßig wird bezeichnet werden können.

Im übrigen rechtet Gelzer mit Delbrück in Einzelheiten, zu denen natürlich der einzelne Forscher seine besondere Stellung nehmen wird. Aber auch selbst, wenn Delbrück Irrtümer in Einzelheiten nachgewiesen werden könnten (ich halte z. B. die Einwendungen Gelzers gegen Delbrücks Auffassung von der kretischen Kultur für berechtigt), so wäre das eine Schwäche, die dem Werke notwendigerweise anhaften muß, weil die Lebensdauer des einzelnen Mannes nicht ausreicht, um die ganze Weltgeschichte in all ihren speziellen Details zu durchforschen. Die Größe und Bedeutung eines solchen Werkes wird dadurch nicht berührt.

Berlin. Konrad Molinski.

Literatur

P'u Sung Ling, Seltsame Geschichten aus dem Liao Chai. 1. Bd. Frei übertragen aus dem Urtext von Erich Schmitt. Berlin 1924. Alf Häger-Verlag.

Toska Lettow, Ram Mohun. Bremen - Wilhelmshaven 1924. Friesen-Verlag, gbd. M. 3.50.

Alma Johanna Koenig, Der Heilige Palast. (4.—11. Tausend.) Wien 1923. Rikola-Verlag, gbd. M. 3.50.

Alma Johanna Koenig, Die Geschichte von Half dem Weibe. Wien 1924. Rikola-Verlag, gbd. M. 4.50.

Es ist nur zu begreiflich, daß der deutsche Leser heute stärker als irgendein anderer im Buche Erholung und Entrückung sucht, und zwar Entrückung im wörtlichen Sinne, zeitlich und örtlich, verstanden.

Diesem Sehnen kommt der von Erich Schmitt aus dem Chinesischen übersetzte erste Band der „Seltsamen Geschichten" des P'u Sung Ling sehr entgegen, wenn es auch nicht immer leicht wird, für den Leser, sich in die fremde Gefühls- und Gedankensphäre hineinzufühlen. In der Einleitung wird Schmitt dem Laien wie dem Sinologen gerecht: er führt den Leser in die phantastische Welt der im 17. Jahrhundert entstandenen Novellen ein und legt in Kürze die Richtlinien dar, nach denen er bei der Übersetzung verfuhr; in den Anmerkungen gibt er wertvolle Hinweise und Ausblicke. — Die Novellen zeugen von P'u Sung Lings außerordentlicher Kunst. Ihre Vielseitigkeit überrascht: gute Geister ihrer Anverwandten helfen den Menschen aus selbstverschuldeten Nöten, im Traum erleidet ein Schurke die gräßliche Strafe des „langsamen Todes", ein alter Gaukler treibt die absonderlichsten Zauberkünste, blutdurstige Dämonen quälen wehrlose Menschen auf teuflische Weise, ein bußfertiger Tiger aber vertritt getreulich Sohnesstelle bei einer alten Frau, deren einzigen Sohn er geraubt hat. Besonders anschaulich weiß P'u Sung Ling von mannigfachen Wiederverkörperungen zu erzählen; der im unendlichen Raum trostlos herumirrenden Seele des redlichen T'ang formt Buddha mit eigener Hand aus Lehm einen neuen Körper.

Während sich hier reiche Phantastik und knappe, eindringliche Darstellung reizvoll vereinen, gelingt es Toska Lettow in ihrem Seelenwanderungsroman „Ram Mohun" nicht, ein einheitliches Kunstwerk zu schaffen. — Die stille Sehnsuchtsgestalt der jungen Micaela, die ein früheres Leben dem Inder Ram Mohun, dem „Wandels- und Wissensbewährten", zu eigen gab, und die auf irdische Liebe verzichten muß, um ihm ins Nirwana zu folgen, bleibt blaß und schemenhaft. Auch die übrigen Gestalten des Buches sind wenig überzeugend gezeichnet. Stilistische Härten und peinliche Entgleisungen lassen fast darauf schließen, daß die Verfasserin nicht Deutsche ist. („Der Ring deiner dreißig Jahre hat einen Riß, durch den es auf Menschenliebe pfeift und um Menschenliebe jammert", oder: „Auf dem Boden lagen Teppiche, deren Farben zu dem dunkeln Getäfel und den dunkeln Möbeln ein seltsam stilles, hinreißendes Prunken hatten.") — Außerdem wirken die zahlreichen Druckfehler äußerst störend.

Dagegen erweist sich Alma Johanna Koenig in ihren beiden Romanen „Der Heilige Palast" und „Die Geschichte von Half dem Weibe" als starkes und selbständiges Erzählertalent. In gleichem Maße zeichnen beide Bücher gründliche Sachkenntnis, die unbedingt auf sorgfältigen kultur-

historischen Studien fußt, frische, bewegte Darstellung und erstaunliche Phantasie aus; im übrigen aber läßt sich kaum ein größerer Unterschied zwischen zwei zeitlich wenig auseinanderliegenden Werken eines Verfassers denken. „Der Heilige Palast" spielt im Byzanz Justinians und schildert die wechselvolle Laufbahn der Zirkusdirne Theodora, die endlich als Kaiserin von Byzanz, von aller Welt verachtet und gehaßt, zugrunde geht. Mit großer Virtuosität wird die verpestete Atmosphäre einer durch und durch dekadenten Welt geschildert; aber weniger wäre weit mehr gewesen. Die Verfasserin kennt kein Maß in der Ausmalung dieses schwülen, von tierischer Sinnlichkeit besessenen, wollüstig-grausamen Dirnen- und Kupplertums. Zuletzt wird das beständige Wühlen im Schmutz einfach unerträglich. So kann es kaum ausbleiben, daß sich A. J. Koenig um jede starke Wirkung bringt: die sorgfältig vorbereitete Szene, in der der mütterliche Fluch Theodora den letzten Rest von Menschenwürde nimmt, entbehrt der inneren Wahrheit. Es ist schlechterdings nicht zu begreifen, mit welchem Recht die Greisin Theodora verdammt, da sie selbst einst dieses Kind schnöder Lust gewissenlos im Stich gelassen hat; damit steht und fällt aber eigentlich der gesamte Roman. — Doch findet die Verfasserin in der Wikingergeschichte von „Half dem Weibe", der als Weib geboren wurde, um der Taufe durch die verhaßten Weißröcke zu entgehen, aber zum Manne wird, nachdem sein Schwert zum ersten Male Feindesblut getrunken hat, in überraschender Weise den schlichten, kraftvoll kargen Saga-Ton. Die heldische Schar, deren Haupt und Seele der gewaltige Half ist, leidet und kämpft für den alten Götterglauben; auf abenteuerreicher Südfahrt brennt in ihnen allen unaufhörlich die Sehnsucht nach der isländischen Heimat, die während ihrer Abwesenheit der finstere König Eirik dem Kreuz unterworfen hat. Half und die Seinen unterliegen nach ihrer Rückkehr im letzten Verzweiflungskampf, aber noch im Tode triumphiert Half über seine Peiniger. Aus der Schar der Getreuen ragen der greise Sänger Glum und die scheue Finnin Aukko besonders hervor. Nur an wenigen Stellen durchsetzen moderne Psychologismen den epischen Bericht (etwa: „. . . Half empfand es ganz, wie sehr wir allein sind, selbst wenn wir des besten Freundes Rechte in unserer Rechten halten.") — In ihrer Gesamtheit hat die Darstellung, die in jeder Beziehung ernste Selbstzucht verrät, etwas unbedingt Fortreißendes und Großzügiges; Monumentalität wird angestrebt und mehrmals, namentlich am Schluß, wirklich erreicht.

Dr. Hilde Wahn.

Gesellschaftsnachrichten.

Vorträge im Winterhalbjahr.

Der erste Vortragsabend der Comenius-Gesellschaft findet am 24. Oktober, abends 8 Uhr, im:

Centralinstitut für Erziehung und Unterricht
Berlin W, Potsdamer Str. 120

statt.

Mitglieder der Comenius-Gesellschaft haben freien Eintritt, Nichtmitglieder zahlen eine Gebühr von: 50 Pf.

Wir bitten unsere verehrten Mitglieder herzlich, diesen ersten Vortragsabend, an dem Herr Professor Dr. August Messer, Gießen über

„Der ethische Idealismus“

sprechen wird, recht zahlreich zu besuchen und recht viele Gäste mitzubringen, da wir uns der Hoffnung hingeben, an diesen Vortragsabenden einen reichen Zuwachs an Mitgliedern unserer Gesellschaft zu bekommen.

Der Generalsekretär Dr. Paul Meißner.

Bücheranzeigen.

Nur von uns selbst angeforderte Rezensionsexemplare verpflichten wir uns zu besprechen; die übrigen werden hier, unter Vorbehalt späterer Besprechung, mit vollem Titel aufgeführt. Rücksendung kann nicht erfolgen.

Holl, Dr. Karl, Schiller und die Komödie. Preis nicht mitgeteilt. 31 Seiten. Verlagsbuchhandlung I. I. Weber, Leipzig 1925.

Hölscher, Georg, Das Buch vom Rhein. 395 Seiten. Verlag von Hoursch & Bechstedt, Köln a. Rhein 1925.

Hoppe, Dr. Karl, Sturm und Drang. In Auswahl herausgegeben. 304 Seiten. Verlagsbuchhandlung I. I. Weber, Leipzig.

Hörth, Otto, Gedenkfeiern. (Aus der Reihe „Die Paulskirche“.) 91 Seiten. Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H., Frankfurt a. Main 1925.

Hübscher, Christian, Himmel und Erde. Kart. 1.20 M. 80 Seiten. Buchhandlung Christian Hübscher, Bremen 1925.

Jahrbuch für Soziologie, I. Band. Ein internationales Sammelwerk mit Beiträgen von: Adler-Wien, Barnes-New York usw., bis Wilbrandt-Tübingen. Br. 12.— M. 1/1 Lei. 15.— M. 384 Seiten, G. Braun, Karlsruhe 1925.

Kade, Dr. phil. Franz, Schleiermachers Anteil an der Entwicklung des preußischen Bildungswesens von 1808—1818. Geh. 7.— M. 208 Seiten. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Kappler, Hans, Fröhliche Zeichnungen. Br. 3.— M. 88 Seiten. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig 1925.

Kneip, Jakob, Der Gefährte. Deutsche Dichtung aus zweihundert Jahren. Preis nicht mitgeteilt. 441 Seiten. Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main 1925.

Kramrisch, St., Grundzüge der indischen Kunst. 1/1 Lei. 23.— M. 141 Textseiten, 48 Bilderseiten. Avalun Verlag, Hellerau b. Dresden 1924.

Kraze, Fr. H., Der Freier. 1/1 Lei., 1.— M., 1/1 Led. 2.— M., 100 Seiten. (Aus Slg. Das Tor.) Josef Kösel & Friedrich Pustet, München-Kempten 1925.

Kremer, Josef, Kritik der Vernunftkritik. Preis nicht mitgeteilt. 193 Seiten. Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1925.

Kühne, Dr. Otto, Soziale Auslese oder soziale Anpassung? Preis nicht mitgeteilt. 158 Seiten. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1925.

Küster, Dr. Hermann, Erziehungsprobleme der Reifezeit. Vortragsreihen für Erzieher und Eltern 1/1 Lei. 5.60 M. 156 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig.

Lauterburg, Otto, Ziele und Wege der Erziehung und Selbsterziehung. Geb. Fr. 6.50. 344 Seiten Emil Müller, Gstaad 1925.

Leisegang, Hans, „Die Gnosis“. 1/2 Lei. 3.— M. 401 Seiten. Hans Kröner, Leipzig 1924.

Lenin, Wladimir Iljitsch, Ausgewählte Werke. Sammelband, Der Kampf um die soziale Revolution. Br. 16. – M., geb. 18.— M. 784 Seiten. Verlag für Literatur und Politik, Wien.

Lenz, Max, Wille, Macht und Schicksal. Geh. 6.— M., geb. 8.— M. 271 Seiten. R. Oldenbourg. München 1922.

Levy, Eugène, Rudolf Steiners Weltanschauung und ihre Gegner. Preis nicht mitgeteilt. 330 Seiten. Verlag Siegfried Cronbach, Berlin, o. J.

Lindemann F. und **R. Schulze**. Neue Bahnen. Br. 1.— M. 36 Seiten. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig 1925.

Litt, Theodor, Geschichte und Leben. Probleme und Ziele kulturwissenschaftlicher Bildung. Br. 6.— M., geb. 8.— M. 222 Seiten. B. G. Teubner, Leipzig 1925.

Loosli, C. A., Anstaltleben. 160 Seiten. Preis nicht mitgeteilt. Pestalozzi-Fellenberg Haus-Bern.

Loosli, C. A., Ich schweige nicht! Erwiderung an Freunde und Gegner auf ihre Äußerungen zu meinem „Anstaltsleben“. Preis nicht mitgeteilt. 134 Seiten. Pestalozzi-Fellenberg, Haus-Bern 1925.

Lüttge, Willy, Die Dialektik der Gottesidee. Br. 1.20 M. 27 Seiten. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.

Mahrholz, Dr. Werner, Wirtschaft und Christentum. Br. 2.— M. 91 Seiten. (Aus der Serie Wissen und Wirken.) G. Braun, Karlsruhe 1925.

Mathar, Ludwig, Ein voller Herbst. Geb. 1.50 M. 166 Seiten. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München-Kempten 1925.

Mauthner, Fritz, Die drei Bilder der Welt. Ein sprachkritischer Versuch. Geb. 4.80 M. 170 Seiten. Verlag der philos. Akademie, Erlangen 1925.

Mauthner, Fritz, aus der Bücherreihe: „Schöpferische Mystik." Gottlose Mystik. Br. 4.— M. 129 Seiten. Carl Reissner Verlag, Dresden 1925.

Mehlis, Georg, „Plotin". (Aus Sammlg. Frommannsche Klassiker.) Geh. 3.— M., geb. 4.— M. 148 Seiten. Verlag Frommann, Stuttgart 1924.

Meinecke, Friedrich, Republik, Bürgertum und Jugend. (Aus der Reihe: „Die Paulskirche".) 28 Seiten. Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H. 1925.

Meißner, Bruno, Die Kultur Babylons und Assyriens. 1.60 M. 108 Seiten. (Aus Sammlg. Wissenschaft und Bildung.) Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Meurer, Waldemar, Gegen den Emprismus. (Philosoph. Bibliothek Band 59.) Br. 12.— M., geb. 15.— M. Felix Meiner, Leipzig 1925.

Meyer, Dr Seml, Die geistige Wirklichkeit. Br. 6.60 M. 260 Seiten. Ferdinand Enke, Stuttgart 1925.

Müller, Franz, Zur Überwindung des modernen Kapitalismus. Aus Flugblätter katholischer Erneuerung, Nr. 18. Br. —.15 M. 16 Seiten. Verlag der Junfermannschen Buchhandlung Paderborn 1925.

Neubauer, Ernst, „Goethes religiöses Erleben". Geh. 3.— M. 84 Seiten. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.

Nobel, Alphons, Die Gewerkschaften. (Aus Die Deutsche Wirtschaft und ihre Führer, II. Band.) Geb 5.— M. 133 Seiten. Der Flamberg-Verlag, Gotha 1925.

Norden, Eward, „Die Geburt des Kindes". Geh. 6.— M., geb. 7.60 M. 171 Seiten. B. G. Teubner Leipzig 1924.

Nötzel, Karl, Das Leben Dostojewskis. 846 Seiten. H. Haessel Verlag, Leipzig 1925.

Oesterreich, Traugott Konstantin, Die philosophische Bedeutung der mediumistischen Phänomene Br. 2.— M. 54 Seiten. W. Kohlhammer, Stuttgart 1924.

Oppermann, Prof. Wilhelm, Geschichte der deutschen Dichtung. (Aus Deutschkundliche Bücherei.) Geb. 1.20 M. 90 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Peterson, Erik, Was ist Theologie? Br. 1.80 M. 32 Seiten. Friedrich Cohen Verlag, Bonn 1925.

Philosophische Bibliothek. Verlag Felix Meiner. Siehe Waldemar Meurer.

Platons Staatsschriften, Griechisch und Deutsch. Übersetzt und erläutert von Dr. Wilh. Andrae, II. Teil: Staat, II. Halbband. Br. 4.50 M., geb. 5.50 M. 224 Seiten. Gustav Fischer, Jena 1925

Plutarch, „Kinderzucht". Griechisch und Deutsch. (Tusculum-Bücher Nr. 6.) Halbleinen 1.80 M. 26 Seiten. Verlag Ernst Heimeran, München 1924.

Ponten, Josef und Winckler, Josef, Das Rheinbuch. 15.— M. 383 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin 1925.

Raschers Jugendbücher. Verlag Rascher & Cie., A.-G., Zürich. Siehe Bruns, Cornelia; Cevantes. Miquel de.

Reininger, Robert, Kant, seine Anhänger und seine Gegner. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Band 27/28.) Br. 4.— M. 313 Seiten. Ernst Reinhardt, München 1923.

Richter, Marie, Mutter und Kind. Zweite Auflage. 160 Seiten. Steif geheftet 2.— M. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1925.

Saussaye, De la, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Herausgegeben von Alf. Bertholet und Edy Lehmann. Siebente Lieferung. 25—31 Bogen. Verlag von I. C. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1925.

Saussaye, De la, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Achte Lieferung. (I. Band, Bogen 32—38.) 8.— M. 111 Seiten. Verlag von I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.

Saussaye, De la, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Neunte Lieferung, Schlußlieferung des I. Bandes 4.20 M. 47 Seiten. (I. Band insges. 756 Seiten, 39—48 Bogen.) I. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1925.

Scheler, Max, Die Formen des Wissens und der Bildung. Br. 2.50 M. 48 Seiten. Friedrich Cohen. Bonn 1925.

Schlemmer, Hans, Jugendliches in der Philosophie und Philosophisches in der Jugend der Gegenwart. Geh. 1.— M. 27 Seiten. Reuther und Reichard, G. m. b. H., Berlin 1925.

Schmieder, Arno, Tanz und Seele. Ein Beitrag zur Erziehung des neuen Menschen. 76 Seiten. 8 Tafeln. Br. 2.75 M. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig 1925.

Schnabel, Dr. Franz, Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts. Geb. 9.— M. 258 Seiten. B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1925.

Schnaß, Dr. Franz, Henrik Ibsen. Sein Wesen und Werk, Denken und Dichten. Preis nicht mitgeteilt. 107 Seiten. Verlag von Julius Beltz, Langensalza 1925.

Schöpferische Mystik. Verlag Carl Reißner, Dresden. Siehe Mauthner, Fritz.

Schüler, Gustav, Spiegelscherben vom Ewigen. Br. 2.— M., geb. 3— M. 159 Seiten. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel 1925.

Sernau, Dr. Felix, Das Fiasko der Monogamie. 0.40 M. 24 Seiten. Verlag der Syndikalist, Fritz Kater, Berlin 1925.

Sick, Karl, Vom Selbst zum Ich. Kindheits- und Jugenderinnerungen. Geb. 4.80 M. 275 Seiten Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachf., Basel 1925.

Singer, Arthur, Der Kampf Roms gegen die Freimaurerei. Preis nicht mitgeteilt. 191 Seiten. Ernst Oldenburg, Leipzig 1925.

Söhngen, Oskar, Das mystische Erlebnis in Plotins Weltanschauung. Br. 2.— M. 85 Seiten. Hans Kröner, Leipzig 1923.

Solowjoff, Wladimir, übersetzt von Ernst Keuche. Die historischen Taten der Philosophie. Zweite Auflage. Preis nicht mitgeteilt. 16 Seiten. Verlag Sarja, Berlin 1925.

Stavenhagen, Kurt, Absolute Stellungnahmen. Eine ontologische Untersuchung über das Wesen der Religion. Br. 9.60 M., geb. 12.— M. 224 Seiten. Verlag der philosophischen Akademie, Erlangen 1925.

Steguweit, Heinz, Das Laternchen der Unschuld. 1/1 Lei. 1.— M., 1/1 Led. 2.— M. 91 Seiten. (Aus Sammlung: Das Tor.) Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten-München 1925.

Stephan, Univ. Prof. Dr. Horst. Der Protestantismus auf dem Wege zur Einheit. Preis nicht mitgeteilt. 16 Seiten. Säemann-Verlag, Berlin W 35, 1924.

Sternberg, Dr. Kurt. Die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Religion. Br. 3.— M., geb. 4.80 M. 92 Seiten. Verlag Dr. Walther Rothschild, Grunewald 1925.

Störmer, Carl, „Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome". Deutsch von Dr. I. Weber. Br. 5.— M., 1/2 Lei. 6.— M. 195 Seiten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1925.

Strecker, Friedrich, Die Entwicklungslinie der Menschheit. (Wissenschaft und Bildung 212.) Geb. 1.60 M. 128 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Strzygowski, Josef, Die Krisis der Geisteswissenschaften. Geb. 10.— M. 350 Seiten. Kunstverlag Anton Schroll & Co., Wien 1923.

Sturm, K. F., Die Wiedergeburt des deutschen Geistes und die Schule. Br. —.90 M. 31 Seiten. Julius Klinkhardt, Leipzig 1925.

Theilhaber, Dr. Felix A., Die menschliche Liebe. —.40 M. 23 Seiten. Verlag der Syndikalist Fritz Kater, Berlin 1925.

Tillich, Paul, „Kirche und Kultur". Br. 1.20 M. 22 Seiten. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1924.

Tor Das, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München-Kempten. Siehe Herwig, Kraze, Urban Steguweit.

Troeltsch, Ernst, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Br. 3.50 M 103 Seiten. R. Oldenbourg, Verlag, München 1925.

Troeltsch, Ernst, Deutscher Geist und Westeuropa. Br. 6.— M., geb. 8.— M. 268 Seiten. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1925.

Tusculum-Bücher, Verlag Ernst Heimeran, München. Siehe Plutarch.

Urban, Begegnungen in der Nacht. 1/1 Lei. 1.— M., 1/1 Led. 2.— M. 60 Seiten. (Aus Sammlung, Das Tor.) Josef Kösel & Friedrich Pustet, München-Kempten 1925.

Utitz, Emil, Der Künstler. 64 Seiten. Br. 2.70 M. Ferdinand Enke, Stuttgart 1925.

Vögflin, Adolf, Gottfried Keller, Anekdoten. Preis nicht mitgeteilt, 154 Seiten. Rascher & Cie. A.-G.: Verlag, Zürich 1925.

Weisbart, Josef ed Betti, Die Bilderfibel der Europäischen Sprache. Preis nicht mitgeteilt 75 Seiten. Verlag J. Weisbart, Nürnberg 1925.

Weismantel, Leo, Die Schule der Volkschaft. (Aus Volk im Werden.) Br. 1.— M. 70 Seiten. Verlag der Carolus Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. Main 1925.

Wildhagen, Karl, Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. 224 Seiten. Preis nicht mitgeteilt. Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 1925.

Wissen und Wirken, Verlag G. Braun, Karlsruhe. Siehe Mahrholz, Dr. W.

Wissenschaft und Bildung, Verlag Quelle & Meyer. Siehe Strecker, Franz; Meißner, Bruno.

Wuessing, Dr. Fritz, und Wenz, Dr. Gustaf, Herausgeber von Deutscher Hort. Kulturkundliches Lesebuch für die höheren Schulen, in Einzelheften. Pro Heft —.40 bis —.80 M. Heft ca. 48 Seiten. Quelle & Meyer, Leipzig.

Wundt, Dr. Max, „Plotin". Br. 2.— M. 72 Seiten. Hans Kröner, Leipzig 1919.

Wundt, Dr. Max, Die Zukunft des deutschen Staates. Zweite Auflage. Br. —.45 M. 27 Seiten Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1925.

Wünsch, Lic. Theol. Georg, Religion und Wirtschaft. Br. 2.70 M. 96 Seiten. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), H. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen 1925.

Wust, Peter, Naivität und Pietät. Br. 8.— M., geb. 11.— M. 238 Seiten. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), H. Laupp'sche Buchhandlung 1925.

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 14. Jahrgang. Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin 1924.

Zimmermann, Benno, Religion und Arbeiterschaft. Zweite Auflage. Preis nicht mitgeteilt. 90 Seiten. Verlag „Der Fährmann", Berlin O. 34.

Zweig, Arnold, Lessing, Kleist, Büchner. Drei Versuche. Geb. 6.50 M., geh. 4.50 M. 195 Seiten J. M. Spaeth, Berlin 1925.

Zweig, Stefan, Der Kampf mit dem Dämon. Geb. 7.— M. 322 Seiten. Insel-Verlag, Leipzig 1925

Manuskripte werden erbeten an den Redakteur **Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.** Telephon Südring 779.

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen. — Nachdruck ganzer Aufsätze ist, ohne besondere Erlaubnis, nicht gestattet. Dagegen können einzelne Abschnitte, bei genauer Quellenangabe, auch wörtlich übernommen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.
Verlag und Druck: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.